

Putin-Biograf Hubert Seipel antwortet seinen Kritikern

Ausgabe für Deutschland
Nummer 2 – 13. Januar 2024 – 92. Jahrgang

DIE WELTWOCHEN



Robert Habecks Rache

Der Wirtschaftsminister entzieht den Bauern das Geld:
Weil sie seine grüne Agenda ablehnen. *Alexander Wendt*

Das Jahr des Donald Trump

Der amerikanische Ex-Präsident wird 2024 prägen. Gut so. *Roger Kimball*

Deutsche Romantik des Widerstands

Die Ahnen der traktorfahrenden Bauernrebellens
heissen Novalis, Heine und Kleist. *Matthias Matussek*

Russlands rote Linie
Nato-General a. D. Harald Kujat
warnt vor «Jaurus»-Lieferung
an die Ukraine

ENDLICH SCHMERZFREI



- ✓ Aktiviert die Muskulatur
- ✓ Verbessert die Durchblutung
- ✓ Für schmerzfreies Gehen und Stehen



Lernen Sie den Schweizer Luftkissen-Schuh
kennen: www.kybun.swiss

kybun⁺
Switzerland

Verlernen Deutschlands Politiker die Demokratie?

Deutschlands Politik steckt in einer Orientierungskrise. Die Stimmung im Land ist schlecht. Der Regierung schwimmen die Felle davon. Die Unzufriedenheit ist gross. Die wirtschaftlichen Aussichten scheinen trübe. Man hat den Eindruck, die Politik habe sich von den Interessen und Lebenswirklichkeiten der Deutschen in vielerlei Hinsicht entfernt. Ausdruck davon sind Streiks und Proteste, die von «denen da oben» mit wegweisender Arroganz gekontert werden.

Was steckt dahinter? Deutschland wirkt etwas ratlos im Moment, orientierungslos. Die grüne Politik hat sich von vielen Traditionen entfernt. Man sucht die Zukunft im grünen Umbau der Gesellschaft. Ob es funktioniert? Die Zweifel mehren sich. Viele Fragen sind offen, die politischen Antworten ungenügend.

Was ist Deutschland? Bindeglied zwischen Ost und West, Nord und Süd? Oder aber ein Aussenposten amerikanischer Interessen auf der eurasischen Landplatte? Auch die EU ist keine sichere Bank mehr für die Deutschen. Einst Vaterlandersatz nach der Schande der Nazis, ist die EU heute zum Problemherd geworden: Die Schuldenwährung Euro weckt Unbehagen. Die Masseneinwanderung ist Folge institutioneller Konstruktionsfehler der EU. Seit dem Abgang der Briten fehlt den Deutschen der gewohnte Verbündete im Kampf gegen Frankreichs Zentralismus.

In der Innenpolitik brechen Gräben auf. Kanzlerin Merkel begann als Pragmatikerin und endete tragisch als Spalterin und «alternativloses» Ärgernis. Ihr Konzept war es, die Union so weit nach links zu drücken, dass die Linken und Grünen kaum mehr atmen können. Das sicherte ihr zwar Wahlerfolge, aber Deutschland musste unter dem Linkskurs schliesslich leiden: Massenmigration, steigende Kriminalität, explodierende Sozialkosten, steigende Mieten, Energiekrise, Schwächung der deutschen Automobilindustrie sind die unmittelbaren Folgen.

Rechts von der CDU musste irgendwann eine neue Partei entstehen. Merkel setzte wohl darauf, es werde ein Leichtes sein, eine solche Konkurrenz durch geschichtsblinde, doch gefühlsmässig wirksame Verteufelungen («Nazi») in Schach zu halten. Damit trug sie dazu bei, zusammen mit

den ihr komplizenhaft zudienenden Medien, alles, was rechts von der Mitte passiert, mit dem Pesthauch der Vergangenheit zu umnebeln. Die Behauptung, eine Partei oder jemand sei «rechtsextrem», ist heute zur Allzweckwaffe der Mächtigen gegen die Opposition geworden. Was genau rechtsextrem sei oder wer es denn trennscharf definiere, bleibt im Dunkeln. Der Vorwurf genügt sich selbst.

Die Folge ist eine unangenehme Verklemmtheit vieler öffentlicher Debatten, die oft gar keine richtigen Debatten mehr sind. Mit «Rechten» spricht man nicht, und wenn, dann nur mit Ab-

Ein Staat, in dem niemand mehr rechts sein darf und alle links sein müssen, ist halbseitig gelähmt.

scheu, Feindseligkeit oder Herablassung. In den grossen Medienhäusern des Landes gibt es Brainstormings über den richtigen «Umgang» etwa mit einer AfD, als ob es sich bei der aufstrebenden Partei um eine gefährliche ansteckende Krankheit handle.

Die ausgrenzende Einseitigkeit ist eine Gefahr für jede Demokratie. Demokratie heisst, dass der Bürger regiert. Die Regierenden sind die Angestellten des Volks, sie haben ihm zu dienen. Demokratie bedeutet, dass Politiker und Regierungen die Demokratie und damit die eine Demokratie bildenden Bürger ernst nehmen. Ist das heute in Deutschland noch der Fall? Kaum. Viel zu wenig auf jeden Fall.

Statt mit den Bürgern, mit den Unzufriedenen zu reden, setzen die Mächtigen auf Ausgrenzung und Verteufelung auf Vorrat. Jüngstes Beispiel sind die «Fährnisse» von Wirtschaftsminister Habeck. Mit einem Schiff hätte er einen norddeutschen Hafen anlaufen sollen. Dort erwartete ihn eine Gruppe protestierender Bauern. Sie waren aufgebracht, weil die Klimapolitik der Grünen die Bauern ins Elend treibt.

Habeck vermied die Auseinandersetzung, indem er den Bauern gewalttätige Absichten und später sogar «Umsturzpläne» unterschob. Damit sollten offensichtlich auch die Bauern kriminalisiert, zu Staatsfeinden erklärt werden. Generell beobachte ich in Deutschland die Neigung, keine

echte Opposition mehr zuzulassen, vor allem, wenn sie nicht von links kommt. Demokratien ohne Opposition sind keine Demokratien. Ein Staat, in dem niemand mehr rechts sein darf und alle links sein müssen, ist halbseitig gelähmt.

«Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen.» Altkanzler Helmut Schmidt formulierte diesen berühmten Satz. Er sprach aus, was viele Deutsche nach zwei Weltkriegen empfanden: Wir haben die Nase voll von Ideologien, Heilslehren, die sich als das grösste Unheil entpuppen, von grössenwahnsinnigen Politikern und einem allmächtigen Staat, der die Moral gepachtet haben will, sich über die Gesetze, die Bürger, die Menschenrechte und schliesslich auch über Menschenleben stellt. Schmidts Stosseufzer des Pragmatismus ist der Leitsatz für Deutschland auch heute.

Deutschland braucht keine raumgreifenden, nationalen, sozialen oder grünen «Visionen» und Konzepte. Deutschland braucht einfach mehr Pragmatismus in der Politik, mehr Demokratie, mehr Bereitschaft, auch Andersdenkenden zuzuhören. Leider versagen viele Medien. Sie verfehlen ihren Auftrag, wenn sie sich zu sehr mit den Regierenden verfilzen. Der reflexhafte «Nazi»-Vorwurf ist ohnehin ein Missbrauch der Geschichte. Es gibt heute in Deutschland keine relevanten «Nazis» mehr, die Europa erobern, Angriffskriege entfesseln und sechs Millionen Juden abschlachten wollen. Wer so etwas nur schon andeutet oder unterstellt, beleidigt die Deutschen und betreibt Schindluderei mit einem finsternen Kapitel im Geschichtsbuch der Menschheit. Politiker, die die «Nazikeule» schwingen, sind Betrüger, pfeifen aus dem letzten Loch, haben keine Argumente.

Darauf sollte man sich gar nicht einlassen. Demokratien sind autoritären Systemen überlegen. Weil selbst das grösste Genie an der Spitze eines Staates nicht an die Schwarmintelligenz einer ganzen Bevölkerung herankommt. Demokratie bedeutet, dass man miteinander redet, dass man zuhört, Argumente austauscht, und am Ende entscheidet die Mehrheit, ohne die Minderheit zu unterdrücken oder auszugrenzen. Nach dieser Methode lassen sich mit Bestimmtheit auch die heutigen Probleme Deutschlands lösen. R. K.



Vorbild einer Generation: Jenna Ortega. Seite 24



Cool Germania: Franz Beckenbauer. Seite 18

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 5 Intern
- 6 Das Jahr des Donald Trump
Seine mögliche Rückkehr elektrisiert
- 8 Berlin Bundestag
Habecks Rache
- 9 Matthias Matussek
Lieber Henry David Thoreau
- 10 Thiel Selbstverachtung
- 10 Personenkontrolle
- 11 Harald Martensteins Lichtblicke
Eine Frage des Kontexts
- 12 Hubert Seipel
Jeder Krieg hat
eine Vorgeschichte
- 15 Kurt W. Zimmermann
Manie der Mistgabeln
und Mähdrescher
- 16 Stern des Fernen Ostens
Plötzlich wollen alle
mit Vietnam befreundet sein
- 18 Franz Beckenbauer
Deutschlands Neuerfindung

- 19 Der geborene Kaiser
Ex-Fifa-Präsident Joseph Blatter
verneigt sich vor Franz Beckenbauer
- 20 Völkermord in Gaza?
Die Hamas begeht Genozid, nicht Israel
- 21 Anabel Schunke
Guter Protest, schlechter Protest
- 22 Harald Kujat
Taurus-Marschflugkörper:
Russlands rote Linie
- 23 Die Bibel Der Work-Life-Balance-Irrtum
- 24 Motz und Trotz
Jenna Ortega wird als Wednesday
Addams zum Vorbild einer Generation
- 26 Europas verdeckte Schuldenkrise
Zinserhöhungen in der Euro-Zone
- 28 Karl May der Ausserirdischen
Claude Cueni würdigt
Erich von Däniken
- 29 Genialische Figur Mario Zagallo
- 30 Tamara Wernli
Verwandle dich in ein Ungeheuer
- 40 Nachrufe
Günther Fielmann,
Heinrich L. Wirz

DEUTSCHLAND: ROMANTIK

- 31 Deutsche Romantik des Widerstands
Über den deutschen Genius und
seinen Drang, die Welt zu verändern

LITERATUR UND KUNST

- 41 Ikone der Woche
- 42 Imperien-Dämmerung
Neuer Blick auf den Zweiten Weltkrieg
- 44 Bücher der Woche
- 47 Jazz

LEBEN HEUTE

- 48 Wunderbare Welt
- 48 Unten durch
- 49 Sex
- 50 Leserbrief

Donald J. Trumps Comeback, Putin-Kenner Hubert Seipel kontert Vorwürfe, Claude Cueni würdigt Bestseller-Phänomen Erich von Däniken, Matthias Matussek über die deutsche Romantik des Widerstands

2024 wird von einer Person geprägt werden: Donald J. Trump. Seit drei Jahren ist er nur noch Privatmann. Dennoch ist er die bekannteste Persönlichkeit der Welt. Überall stellt man die quälende Frage: Was, wenn Trump ins Weisse Haus zurückkehrt? «In den letzten Monaten, als Trumps Profil immer grösser wurde, spürte man ein neues Element von Kalkül und Vorsicht bei den Staats- und Regierungschefs von Putin und Xi bis Macron und Scholz. Sogar die Ajatollahs zeigen eine neue Nervosität», schreibt Kolumnist Roger Kimball. Er erklärt, welche Kräfte ein Comeback von Trump verhindern wollen und wie man sich auf Trump 2.0 vorbereitet. **Seite 6**

Kein deutscher Journalist kannte Wladimir Putin besser, traf ihn öfter, kam ihm näher als Hubert Seipel. Seine TV-Dokumentationen wurden hochgerühmt und mit Preisen ausgezeichnet. Seine Bücher über den Kremlchef erzielten hohe Auflagen. Doch dann wurde «enthüllt», dass sich Seipel vom Kreml habe bezahlen lassen. Beweise? Dürftige bis keine. In der *Weltwoche* nimmt Seipel zum ersten Mal selbst Stellung zu den Vorwürfen gegen ihn. **Seite 12**

Der Berner Hotelier Erich von Däniken hat mehr Bücher verkauft als alle lebenden Schweizer Autoren zusammen:



67 Millionen Exemplare in 32 Sprachen:
Bestsellerautor Erich von Däniken.

67 Millionen Exemplare in 32 Sprachen. Jetzt legt der phänomenale Erzähler und Weltstar der Prä-Astronautik sein 47. Werk vor. Auf 240 Seiten präsentiert er «Die ultimativen Belege für den Besuch von Ausserirdischen», die er seit seinem Erstling «Erinnerungen an die Zukunft» (1968) zusammengetragen hat. Der Basler Bestseller-Autor Claude Cueni liefert die längst fällige Würdigung dieses grossen Schweizer Schriftstellers und Forschers. **Seite 28**

Die Romantik gilt weltweit als «deutsches Gefühl». Gleichzeitig mit den Weimarer Klassikern Goethe und Schiller machten sie sich auf den Weg, die Verhältnisse zum Tanzen zu bringen, Novalis, Schlegel, Schleiermacher und Co. Sie waren die stürmende Protestgeneration gegen eine Welt der Zwecke und der beginnenden Industrialisierung. Sie streuten Blumen ins Getriebe, frühe Hippies, aber unendlich gebildet, schwärmerisch, naturverbunden. Unser Autor Matthias Matussek hat sich auf ihre Spuren begeben und erschüttert erlebt, wie ausgerechnet die Grünen dieses Erbe verraten, ja, wie sie für ihre Windmühlen die deutschen Naturlandschaften aufs Brutalste plattmachen – wie gerade den grimmschen Märchenwald in Hessen. Er empfiehlt, diese Protestklassiker neu ernst zu nehmen: «Romantisieren wir!» **Seite 31–38**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Das Jahr des Donald Trump

Die Welt startet nervös ins 2024. Ob Biden, Putin, Xi, Scholz oder die Mullahs: Alle blicken auf Trump. Die mögliche Rückkehr des Ex-Präsidenten elektrisiert die internationale Politik. Gut so!

Roger Kimball

Einige Politiker haben es, andere nicht. Charisma ist keine Voraussetzung für politischen Erfolg. Der Beweis ist Joe Biden, der, während ich dies schreibe, immer noch im Weissen Haus sitzt. Dennoch ist Charisma ein grosser Vorteil für einen Politiker. Der Begriff ist schwierig zu definieren. Es ist nicht dasselbe wie Kultiviertheit, sozialer Schliff, Redefertigkeit oder Finesse. Um das zu belegen, brauche ich nur den zeitgenössischen Politiker mit dem höchsten Mass an Charisma anzuführen: Donald Trump. Trump ist heute nur noch ein Privatmann. Aber er ist wahrscheinlich die bekannteste Persönlichkeit der Welt.

Gewissheiten der Schnatterklasse

Am vergangenen 5. Januar eröffnete Joe Biden die Wahlkampagne um die Präsidentschaft mit dem Thema Donald Trump und dessen angeblicher Rolle bei den Protesten vor dem und im Kapitol am 6. Januar 2021. Die Rede wurde von allen Seiten als aufgeblasenes Potpourri verspottet. Nicht nur, dass er die Geschehnisse während des zweistündigen Protests masslos übertrieb. Er stützte sich auch stark auf die gängige linke Ansicht, dass Trump ein Diktator im Wartestand sei.

Das Problem bei diesem Narrativ ist, dass die Wähler es nicht glauben.

Viele waren zunächst schockiert über die Ereignisse des 6. Januar. Doch je mehr Zeit vergeht – und je mehr Videomaterial von diesem Tag veröffentlicht wird –, desto mehr verstehen die Menschen, dass es sich bei dem Ereignis weitgehend um eine inszenierte, dem Reichstagsbrand ähnliche Veranstaltung handelte, die grösstenteils von Deep-State-Akteuren und nicht von Trump-Anhängern angezettelt wurde. Ausserdem wissen die Menschen, was sie von Trump als Präsidenten erwarten können, weil er schon einmal Präsident war. Die Linke sagt immer wieder, er sei diktatorisch, «buchstäblich Hitler» und so weiter. Aber niemand glaubt es, weil er nicht autoritär gehandelt hat.

In «The Importance of Being Earnest» lässt Oscar Wilde eine seiner Protagonistinnen feststellen, dass «ein Mann, über den viel ge-

sprochen wird, immer sehr attraktiv ist». Gibt es in der heutigen Politik jemanden, über den mehr gesprochen wird als über Trump? Eine Schar republikanischer Kandidaten führte eine landesweit im Fernsehen übertragene Debatte, die vom Nationalen Komitee der Republikaner gesponsert wird. Trump, der in den Umfragen weit vorne liegt, ignorierte die Debatte seiner Parteikonkurrenten und nahm stattdessen an einem Interview mit Tucker Carlson teil. Millionen verfolgten das Interview. Die Debatte dagegen erntete Gähnen und zahlreiche Anregungen, sie als Schlafmittel zu verwenden.

Trump ist der Star der Show, ob er auftritt oder nicht. Er hat sämtliche Debatten geschwänzt. Trotzdem war er das Hauptereignis. Ich weiss genauso wenig wie Sie, liebe Leser, was bei den Wahlen 2024 passieren wird. Aber mich amüsiert die absolute Gewissheit der Schnatterklasse, die uns händeringend versichert, dass Trump erstens ein sehr schlechter Mensch ist, zweitens die allgemeinen Wahlen nicht gewinnen kann, aber dass drittens die cleveren und hinterhältigen Demokraten dafür sorgen werden, dass er die Nominierung gewinnt und damit eine Niederlage der Republikaner im November 2024 sicher ist.

Mag sein. Aber vielleicht klagen die Demokraten Trump auch weiterhin an und versuchen, ihn von der Wahl fernzuhalten, weil sie Angst haben, dass er gewinnen könnte. Was dann? Wäre es nicht besser, ihn ins Gefängnis zu stecken, eine Nachrichtensperre zu verhängen und klarzumachen, dass alles, was er

Trump ist heute Privatmann. Aber wahrscheinlich die bekannteste Persönlichkeit der Welt.

sagt, ein Versuch ist, die Wahl 2020 oder 2024 in Frage zu stellen und damit unsere Demokratie zu untergraben? Ich denke, das ist die wahrscheinlichere Erklärung.

Es gibt viele Optionen, dass jemand anders als Trump der republikanische Kandidat wird. Ein grosses Problem für die republikanischen



Star der Show: Charismatiker Trump.

Anwärter wäre jedoch das Szenario, dass, wenn Trump durch Schikanen an der Kandidatur gehindert wird, ein grosser Teil seiner Millionen Anhänger zu Hause bleibt und damit jedem anderen Kandidaten den Sieg verwehrt. Wenn Trump nicht nominiert wird, weil er plötzlich arbeitsunfähig wird oder stirbt, ist das eine andere Geschichte. Aber bisher scheint er erstaunlich robust zu sein.

Biden im Carter-Territorium

Was meiner Meinung nach viele dieser «Trump kann nicht gewinnen»-Prognosen übersehen, ist, dass er nicht in einem Vakuum kandidieren wird. Was zählt, sind nicht nur die «37 Prozent» der Wähler (oder wie hoch die tatsächliche Zahl sein mag), die sagen, dass sie ihn mögen oder ihm zustimmen. Es geht auch um den Kandidaten der anderen Partei: wahrscheinlich Joe Biden, möglicherweise auch Kamala Harris, Gavin Newsom oder sogar (wie manche sagen) Michelle Obama.

Nehmen wir an, es ist Joe Biden. Ich denke, dass der Meinungsforscher und ehemalige Clinton-Berater Doug Schoen recht hat. Trotz seiner vielen juristischen Probleme könnte Trump gewinnen, weniger, weil er so beliebt ist, sondern mehr, weil Biden so unbeliebt ist. «Man muss bis 1980 zurückgehen», schrieb Schoen vor einigen Monaten, «um zu sehen, wann das letzte Mal ein amtierender demokratischer Präsident an der Grenze zur Unwählbarkeit stand. Das war Jimmy Carter, der



eine Zustimmungsrate von 37 Prozent hatte, als Ronald Reagan einen erdrutschartigen Sieg errang, den Senat gewann und den Republikanern half, 35 Sitze im Repräsentantenhaus zu gewinnen.»

Biden schwebt derzeit über diesem Carter-Territorium, insbesondere was die Wirtschaft betrifft. Seine Zustimmungsrate bei diesem kritischen Thema liegt bei nur 38 Prozent, eine Zahl, die, wenn man sie richtig übersetzt, J-I-M-M-Y C-A-R-T-E-R bedeutet. Der Punkt ist, dass Trump nicht alleine kandidieren wird. Er wird gegen jemanden antreten. Und dieser Jemand wird wahrscheinlich mindestens so grosse Altlasten haben wie Trump.

Man könnte meinen, dass Trumps Charisma zu diesem Zeitpunkt keine grosse Rolle spielt. Da er nicht Präsident ist, ist er nur eine potenzielle Kraft. Aber ein Blick auf die politische Landschaft zeigt, dass er die Diskussion bereits beherrscht. Die Demokraten und die Anti-Trump-Republikaner haben ihm alles an den Kopf geworfen, was ihnen einfiel. Bisher haben ihre Angriffe nur dazu gedient, Nietzsches Behauptung zu untermauern: «Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.» Es ist auch erwähnenswert, dass Trumps Schatten im Ausland mindestens ebenso stark zu spüren ist wie in den Vereinigten Staaten. Amerikanische Politiker haben begonnen, an Bidens Umgang mit Themen wie der Grenze, Energie und Inflation zu zweifeln, nicht zu reden von seiner allgemeinen Schwäche. Im Hintergrund ihrer

Berechnungen steht die quälende Frage: Was, wenn Trump zurückkehrt? Was dann?

Die gleichen Fragen stellen sich auch die politischen Entscheidungsträger in Europa und Asien. Wenn Sie im Internet nach «Trump return Germany France Russia China» suchen, erhalten Sie eine Fülle von Antworten, in denen

«Sie sind nicht hinter mir her», sagt Trump. «Sie sind hinter euch her. Ich stehe ihnen nur im Weg.»

erklärt wird, dass Berlin, Paris, Moskau und Peking durch den Aufstieg von Donald Trump zum US-Präsidenten nicht noch einmal überumpelt werden dürfen. Sein Sieg im Jahr 2016 hat alle schockiert. Die Welt muss vorbereitet sein, falls das Unmögliche noch einmal passiert. Noch sind die Ängste nur halb ausgesprochen. Aber in den letzten Monaten, als Trumps Profil immer stärker wurde, spürte man ein neues Element von Kalkül und Vorsicht bei den Staats- und Regierungschefs von Putin und Xi bis Macron und Scholz. Sogar die Ajatollahs zeigen eine neue Nervosität.

Die eigentliche Frage wurde von Michael Anton aufgeworfen, dem Autor des berühmten Essays «After the Flight 93 Election», der kurz vor den Wahlen 2016 Vorwürfe gegen das politische Establishment unter den Republikanern artikulierte. Letzten Sommer schrieb Anton im amerikanischen Onlinemagazin *Compact* einen

fatalistischen Essay mit dem Titel «They Can't Let Him Back In» (Sie können ihn nicht wieder reinlassen), in dem er feststellte: «Die Leute, die die Vereinigten Staaten von Amerika wirklich leiten, haben deutlich gemacht, dass sie nicht zulassen können und werden, dass Donald Trump wieder Präsident wird, wenn sie es verhindern können.»

Wer sind diese Leute? Meistens Demokraten, ja, aber in Wirklichkeit ist es ein parteiübergreifender Konsens, dass Trump als existenzielle Bedrohung für ihre weitere Existenz mit allen Mitteln von der politischen Macht ferngehalten werden muss.

Finden Sie die «Black Lives Matter»-Krawalle 2020 schrecklich? Das waren sie, aber sie werden vergleichsweise mild wirken, wenn Trump wiedergewählt wird.

Ziel der Feindseligkeit

Ich schreibe das als einen zweiten Grund auf, warum ich hoffe, dass Trump gewinnt. Es ist merkwürdig, wie Anton auch feststellt, dass bei aller Wut auf die Person Trump das eigentliche Ziel der Feindseligkeit des Deep State nicht Trump ist, sondern seine Anhänger, seine Basis. Trump hatte recht, als er sagte: «Sie sind nicht hinter mir her. Sie sind hinter euch her. Ich stehe ihnen nur im Weg.» Anton brachte das Problem auf den Punkt, als er feststellte: «Bei der Anti-Trump-Hysterie geht es letztlich nicht um Trump. Das Regime kann nicht zulassen, dass Trump Präsident wird, nicht wegen seiner Person (auch wenn die nervt), sondern wegen seiner Anhänger.»

Ich denke, das sollte man im Hinterkopf behalten. Ich freue mich über Trumps steigende Umfragewerte und bin dankbar, dass er trotz all seiner Ecken und Kanten mehr politische Stärke, mehr Charisma besitzt, als die nächsten zehn populärsten politischen Anwärter zusammengenommen.

Roger Kimball ist Herausgeber des *New Criterion*, Verleger von *Encounter Books* und *Spectator*-Kolumnist. Aus dem Amerikanischen von *Beatrice Schlag*



Robert Habecks Rache

Der Wirtschaftsminister entzieht den Bauern das Geld:
Weil sie seine grüne Agenda ablehnen.

Die Botschaft schien Robert Habeck so wichtig, dass er sie in einer selbstproduzierten Videoansprache und im Interview mit dem ZDF unterbrachte: Dass die Bürger jetzt stärker belastet würden – besonders die Landwirte –, liege an der Opposition. Die Union habe vor dem Bundesverfassungsgericht «mit dem Ziel geklagt, dass Geld gespart wird». In der Selbstentlastung des Vizekanzlers liegen gleich zwei grobe Wahrheitsverdrehungen, die ein bemerkenswertes Licht auf das Politik- und Rechtsverständnis der Grünen werfen. Erstens klagte die Union wegen der Verfassungswidrigkeit des Haushalts vor Gericht – und nicht, um bestimmte Änderungen im Etat durchzusetzen. Durch Habecks Behauptung schimmert die Insinuation: Hätte die Opposition einfach über den Verfassungsbruch hinweggesehen, dann wäre es jetzt ruhig im Land.

Staat ersinnt neue Lasten

Zweitens fällt das, was die Ampel nach dem Urteil an fiskalischer Flickschusterei betrieben hatte, um für 2024 ganz schnell ein Loch von 17 Milliarden Euro im Etat zu stopfen, gerade nicht in die Rubrik «Sparen». Abgesehen davon, dass sparen eigentlich bedeutet, Geld für schlechte Zeiten zurückzulegen, würde sparen im politischen Sprachgebrauch zumindest heißen, die Ausgaben zu beschneiden. Genau das tut die Koalition in Berlin nicht. Stattdessen bürdet sie den Bürgern im Hochsteuerland Deutschland noch mehr auf: mit der Steigerung der CO₂-Abgabe von 30 auf 45 Euro je Tonne, einer erhöhten Ticketsteuer, einer Plastik-Abgabe – und eben den Massnahmen, die bäuerliche Betriebe im Schnitt 4000 Euro pro Jahr kosten würden.

Wenn der Staat die Kfz-Steuer für Traktoren kassieren und mehr Steuern auf Agrardiesel erheben will, dann kürzt er eben nicht Zuschüsse, wie es die Medien suggerieren, sondern ersinnt neue Lasten. Dazu zwingt das Urteil aus Karlsruhe die Regierung, anders als Habeck es in seinen Ausflüchten erklärt, nicht im Geringsten. Sie könnte auch anders. Dazu müsste sie nur 4 Pro-



Mann mit Scheinheiligenstatus: Habeck.

zent des Haushaltsvolumens streichen. Hier würde sich vieles anbieten. Mit der Belastung der Landwirte hoffte die Ampel 920 Millionen Euro hereinzuholen. Das entspricht etwa der Summe,

Bei den Grünen macht sich das Stadt-Land-Sympathiegefälle besonders bemerkbar.

die der unpopuläre Anbau am ohnehin schon riesigen Kanzleramt in Berlin am Ende kosten dürfte. Die Subventionierung von Habecks Wasserstoffträumen bewegt sich im Milliardenbereich. Für die Subventionierung von «grünem Stahl» sagte der Wirtschaftsminister allein dem Saarland 2,6 Milliarden Euro aus der Staatskasse zu. Nach seinen Worten soll nur die Hälfte davon in den Umbau der Stahlwerke fließen, die andere in die Beschaffung des Wasserstoffs, dessen Marktpreis jeden wirtschaftlichen Einsatz in der Metallurgie eigentlich verhindert.

Das Beispiel zeigt: Es geht bei dieser Transformation nicht um einen einmaligen Anschlag, sondern um die Errichtung von neuen Dauersubventionsmodellen. Würden hier wie bei dem gigantomanischen Kanzleramtsanbau die Mittel einfach gestrichen, gäbe es nicht nur keinen Schaden. Es würde dem Land sogar guttun. Genauso wie der Verzicht darauf, das Bürgergeld um 12 Prozent anzuheben. Mit diesen Streichungen liesse sich die 17-Milliarden-Lücke mühelos schliessen. Das Ampel-Dogma lautet indes: Beim Staatsapparat, bei der Transformationspolitik, bei der Expansion des Sozialstaats darf auf keinen Fall gekürzt werden.

Feldbewirtschaftung vs. Windkraft

Die Wut der Landwirte bricht auch deshalb so eruptiv auf, weil die Bürger dort wissen, warum sich die Ampel gerade hier ihre zusätzlichen Einnahmen beschaffen will. Den Verlautbarungen der Grünen und der ihnen nahestehenden Medien können sie schon seit längerem entnehmen, wie Habecks

Freundeskreis über sie denkt. Sie gelten als rückständige, in ihrer Tradition gefangene Gestalten, die das Land mit Gülle vergiften und mit ihrer Feldbewirtschaftung dem Windkraftausbau im Weg stehen. Mit seiner Wortschöpfung «Mistgabel-Mob» prägte der *Spiegel*, bei dem Habeck nach wie vor Heiligenstatus besitzt, eine Formel direkt aus dem Herzen des grünen Milieus. Alle drei Ampelparteien holen auf dem Land kaum Wählerstimmen. Wer dort lebt, findet auch kaum Gründe, um ihre Kandidaten anzukreuzen.

Bei den Grünen macht sich das Stadt-Land-Sympathiegefälle besonders bemerkbar. In dem, was gerade geschieht, sehen die Bauern zu Recht keine Haushaltspolitik – sondern eine politische Strafaktion gegen eine Gruppe, die sich der selbsterklärten Fortschrittskoalition verweigert. Die Regierenden in Berlin wiederum meinen, sie könnten hier sowieso kaum noch etwas verlieren. Wahltechnisch mag das stimmen. Politisch könnte ihnen die versuchte Rache an den Bauern um die Ohren fliegen.

Lieber Henry David Thoreau

Vor knapp 200 Jahren bist du in den Knast gegangen, weil du dich geweigert hast, einer Regierung, die Krieg führt und Sklaverei betreibt, Steuern zu zahlen. Dein Freund, der grosse Dichter Ralph Waldo Emerson, rief dir zu: «Was machst du da drin, Henry?» Du riefst zurück: «Was machst du da draussen?!»

Dein Protest gegen eine Regierung, die du nicht achten konntest, hat Schule gemacht. Du hast Widerständler wie Mahatma Gandhi und Martin Luther King inspiriert. Dieser Tage, angesichts unserer friedlichen Bauernproteste, lese ich deine weltberühmte Schrift «Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat» erneut. Ja, du hast von «Pflicht» geschrieben. Später machten die Grünen daraus ihren Kampfslogan «Wenn Recht zu Unrecht wird, wird Widerstand zur Pflicht».

Nun sind die Grünen an der Regierung und wollen von Protesten nichts mehr wissen. Sie pressen den Bauern und den übrigen Bürgern Steuern ab, um damit einen Krieg zu finanzieren,



Pflicht zum Ungehorsam:
Schriftsteller Thoreau (1817–1862).

und sie schikanieren uns mit den unsinnigsten Auflagen, um das Land, längst ohne jedes Mandat des Wählers, nach ihren irren Plänen «umzubauen».

Lieber Henry, du bist in den Wald an einen See bei Boston gezogen, in eine Hütte, die du, Harvard-Absolvent und Schriftsteller, mit dei-

nen eigenen Händen gebaut hast. Ich habe sie besucht: Ein Tisch, ein Stuhl, ein Bett, mehr war da nicht. Du hast die Natur gesucht und die Stille; du hast geschrieben, ein Boot gebaut und Kartoffeln angepflanzt. Einem Holzfäller hast du die «Antigone» von Sophokles übersetzt, die den Widerstand gegen einen ungerechten Herrscher feiert.

Henry, du hast eine Gesellschaft verhöhnt, die sich von einer «dummen und verachtenswerten Regierung» gängeln lässt. Du schriebst: «Wozu hat denn jeder Mensch ein Gewissen? Ich finde, wir sollten erst Menschen sein, und danach Untertanen.»

Lieber Henry, du Urgrüner, du bist von den Grünen verraten worden, dafür hast du dir eine grosse neue und ständig wachsende Gefolgschaft erworben.

Ich bewundere deine Konsequenz.
Die besten Grüsse von hier unten.

Dein Matthias Matussek

BARTAK





THIEL

Selbstverachtung

Baerbock: Ich mag Deutschland nicht.

Habeck: Ich auch nicht.

Faeser: Ich auch nicht.

Baerbock: Am besten wäre es, Deutschland untergehen zu lassen.

Faeser: Schon, aber wie?

Habeck: Wir brauchen einen Wirtschaftsminister, der die Wirtschaft zerschlägt.

Özdemir: Und einen Landwirtschaftsminister, der die Bauern in den Ruin treibt.

Lindner: Und einen Finanzminister, der das Volksvermögen verschleudert.

Faeser: Und eine Innenministerin, die die Grundrechte versenkt.

Pistorius: Und einen Verteidigungsminister, der das Land in einen Krieg hineinzieht.

Buschmann: Und einen Justizminister, der abweichende Meinungen verbietet.

Lauterbach: Und einen Gesundheitsminister, der die Menschen krank macht.

Lemke: Und eine Umweltministerin, die die Umwelt zerstört.

Stark-Watzinger: Und eine Bildungsministerin, die das Bildungssystem gegen die Wand fährt.

Paus: Und eine Familienministerin, die die Familie zersetzt.

Schulze: Und eine Entwicklungsministerin, die das Land mit illegalen Einwanderern flutet.

Schmidt: Und einen Bundesminister für besondere Aufgaben, der auch noch irgendetwas macht.

Scholz: Was denn?

Schmidt: Ist doch egal.

Scholz: Ich möchte einfach, dass die Hälfte der Kabinettsposten mit Frauen besetzt wird.

Pistorius: Denkst du, wir finden so viele unfähige Frauen?

Baerbock: Wozu hat man Koalitionspartner?

Habeck: Und falls wir zu wenige unfähige Frauen finden, machen wir es wie die CDU; wir nehmen die Unfähigste und machen sie zur Kanzlerin.

Scholz: Na, na, na, wir wollen es nicht übertreiben.

Andreas Thiel

PERSONENKONTROLLE

Roth, Wagner, Miosga, Will, Cleverly, Gilles, Johnson, Truss, Scholz, Lennox

Claudia Roth, Farbklecks, will Bayreuths Grünen Hügel diverser machen. Nach Ansicht der für ihre buntem Outfits bekannten Kulturstatsministerin besuchen immer dieselben Leute die **Wagner**-Festspiele. Daher solle eine «Strukturreform» «auch bei Besucherinnen und Besuchern die Realität unserer Gesellschaft stärker widerspiegeln». Mit anderen Worten: Karten für den «Ring», «Lohengrin» oder die «Meistersinger» gibt es nur nach Quote.

Caren Miosga, Nachfolgerin, regt sich über Neider auf. Die TV-Journalistin, die den Sonntagabend-Talk von **Anne Will** übernahm, erhält ein Honorar von 580 000 Euro jährlich – 10 Prozent der Produktionskosten, die an ihre eigene Firma gehen. «Fernsehen machen kostet nun mal Geld», maulte die Talk-Frau. Niemand frage, was Entertainer verdienen. «Nur bei politischen Journalisten und Journalistinnen sind die Zahlen plötzlich ein Affront. Das erschliesst sich mir nicht.»

James Cleverly, Traumgatte, dürfte es sich mit seiner Frau verdorben haben – und vielen anderen britischen Frauen. Das Geheimnis einer langen Ehe, so verriet der Innenminister, liege darin, dass die Ehefrau «immer leicht sediert ist und nicht mitbekommt, dass es da draussen bessere Männer» gäbe. Ein paar K.-o.-Tropfen jede Nacht seien «nicht wirklich illegal, wenn es nicht zu viel ist». Cleverly entschuldigte sich für seinen «grauenhaften» Witz.

Eve Gilles, Schönheit, ist sich mit ästhetischen Beckmessern in die Haare geraten. Sie nehmen der frisch gekrönten Miss France ihre Kurzhaarfrisur übel. Ihr «Pixie Cut», so der Vorwurf an die Adresse der zwanzigjährigen Mathematikerin, sei «woke». Sie arbeite daran, «der Gesellschaft woke Werte einzuflößen». Wie schön, dass die Haarpracht von Frauen Männer noch immer zu erregen versteht.

Boris Johnson, Enfant terrible, hat es – fast – bis ganz nach oben geschafft. Endlich wurde das Porträt des britischen Ex-Premiers im le-

gendären Treppenhaus von 10 Downing Street aufgehängt, wo alle seine Vorgänger hängen. Und seine Nachfolgerin: Das Bild der 45 Tage amtierenden Regierungschefin **Liz Truss** wurde eine Treppenstufe höher befestigt und blickt nun auf Bojo herab.

Olaf Scholz, angeschlagener Kanzler, kann es auch Kindern nicht recht machen. Zu Gast im Kinderkanal des deutschen Fernsehens, sollte der Regierungschef zeichnen, was ihm beim Stichwort «Deutschland» einfiel. Den ersten Versuch, eine Deutschlandflagge, kommentierte der zwölfjährige **Lennox** mit der Frage: «Ein Regal?» Im zweiten Versuch, einem Umriss Deutschlands, erkannte der Junge ein Einhorn.

Zusammengestellt von Wolfgang Koydl

liebe ist...



... dich in meinem Blog zu erwähnen.

Eine Frage des Kontexts

Die Rektorin der Harvard-Universität relativierte den Massenmord in Israel – und wird geschasst. Ihre entlarvende Faustregel: Verbrechen sind keine, wenn unsere Leute sie begehen.

Harald Martenstein

Nach den Massenmorden in Israel, am 7. Oktober, sahen sich bekanntlich viele woke Linke und auch manche Feministinnen nicht imstande, diese Verbrechen klar zu benennen. Auch für die Vergewaltigungsoffer konnte ein Personenkreis, der üblicherweise empört auf den kleinsten sprachlichen Fauxpas reagiert, kein Mitgefühl aufbringen. Warum nur?

Als die Rektorin der Elite-Universität Harvard in einem Hearing gefragt wurde, ob ein studentischer Aufruf zum Massenmord an Jüdinnen und Juden gegen den Verhaltenskodex ihrer Hochschule verstiesse, sagte sie: «Kann sein. Das kommt auf den Kontext an.» Claudine Gay musste zurücktreten. Dabei spielten allerdings auch Plagiatsvorwürfe gegen sie eine Rolle und die Tatsache, dass Harvard Angst davor haben muss, dass jüdische Spender dieser Uni ihre Gunst entziehen.

Sich selbst aber sieht Gay jetzt selbstverständlich als Opfer, und zwar als Opfer einer rechten Kampagne.

Lenin, Mao, Ceausescu

Im Denken der extremen Linken gibt es keine Menschenrechte, die ohne Unterschied für alle und jeden gelten. Diese Idee, Menschenrechte, ist in ihren Augen nur liberaler, bürgerlicher Mumpitz. Politische Führer wie Lenin, Mao oder Ceausescu konnten darüber nur lachen. Das ist die entscheidende Gemeinsamkeit zwischen dem Islamismus, Terrorgruppen wie der Hamas und der neuen, woken, antirassistisch-postkolonialen Linken: Anspruch auf körperliche Unversehrtheit, auf Fairness, auf Höflichkeit, Chancengleichheit und all diese schönen Dinge des zwischenmenschlichen Alltags haben nur wir und unsere Verbündeten. Alle anderen nicht.

Die Idee der Menschenrechte ist tatsächlich eine westliche, unter anderem aus dem Christentum entstanden. Die geistige Nähe zur Idee «Nächstenliebe» ist schwer zu bestreiten. Ein paar Wochen nach dem Massaker fand ich in der Post ein Kirchenblatt. Dort wurde um



Auf die Farbe kommt es an: Rektorin Gay.

Spenden für eine Organisation geworben, die Sklaven befreit. Moment, gibt es heute wirklich noch Sklavenhandel?

Aber sicher. Die Vereinten Nationen schätzten 2018 die Zahl der Sklaven auf weltweit vierzig Millionen, acht Millionen allein in Indien, vier Millionen in China. Es gibt, was die Zahlen betrifft, heute vermutlich sogar mehr Sklaven auf der Welt als jemals zuvor in der Geschichte, auch mehr als in der Epoche der Baumwollplantagen im Süden der USA.

Es ist noch heute nicht unüblich, dass Muslime Christen jagen und fangen, um sie zu Sex- oder Arbeitssklaven zu machen, Opfer sind

Ein Lichtblick ist es, dass die Doppelmoral des Postkolonialismus nun für alle leicht zu erkennen ist.

vor allem die etwa vier Millionen Katholiken im Südsudan, die meisten gehören zum Volk der Dinka. Auch in Libyen, nicht weit von Tripolis, gibt es Sklavenmärkte, auf denen Migranten aus dem südlichen Afrika verkauft werden, Leute, die eigentlich nach Europa wollten.

Christian Solidarity International will seit 1995 allein im Sudan 100 000 Sklaven frei-

gekauft haben, mit Hilfe einheimischer Mittelsmänner, die auf den Sklavenmärkten einkaufen, ein Mensch kostet dort im Durchschnitt etwa 200 Euro. Sie werden medizinisch versorgt und versuchen dann, in ihre Heimat zurückzukehren.

Wie die *Zeit* berichtete, werden heute manchmal sogar auf Facebook Frauen angeboten und versteigert. In diesem Fall handelte es sich um eine 16-Jährige, für die ihr Vater 530 Kühe, 10 000 Dollar und drei Autos als Preis erzielte. Das höchste Gebot kam von einem reichen Sudanesen. Diese Verbrechen, Taten von heute, spielen aber in unseren Medien meist keine grosse Rolle. Stattdessen geht es fast ausschliesslich um die historische Schuld der Europäer und die postkoloniale, von einer noch unerforschten Form des Wahnsinns geborene These, dass ausschliesslich weisse Europäer dazu in der Lage seien, anderen Böses zu tun.

Holocaust erfolgreich vertuscht

Wie Claudine Gay richtig sagte, die gewesene Rektorin von Harvard: Es kommt auf den Kontext an, auch bei der Frage, ob etwas berichtenswert ist. In den arabischen Medien tauchen die Verbrechen der Hamas meist nicht mehr auf, es ist, als seien sie niemals geschehen und als liefen die Israelis grundlos Amok in Gaza. Das erinnert stark an den Roman «Vaterland» von Robert Harris, in dem die Nazis den Krieg gewonnen und den Holocaust erfolgreich vertuscht haben.

Ein Lichtblick ist es, dass die Doppelmoral des an unseren Unis dominanten Postkolonialismus nun, nach dem Oktobermassaker, für alle leicht zu erkennen ist. Dessen Faustregel: Verbrechen sind keine, wenn unsere Leute sie begehen. Es kommt immer darauf an, welche politische Farbe oder Hautfarbe die Täter haben. Das war bei den Kolonialverbrechen so, bei den Nazis, bei den Kommunisten, und bei den Woken von heute ist es genauso.

Harald Martenstein zählt zu den bekanntesten Kolumnisten Deutschlands. Kürzlich erschien von ihm: «Alles im Griff auf dem sinkenden Schiff». C. Bertelsmann, Fr. 27:90.

Jeder Krieg hat eine Vorgeschichte

Ich habe acht Jahre an zwei Büchern über Russland und seinen Präsidenten gearbeitet. Ein russischer Unternehmer unterstützte mich dabei finanziell. Seit das bekannt ist, werde ich als «Putin-Schleimer» verleumdet. Bereue ich nun mein Vorgehen? Nein.

Hubert Seipel

Wie steigt man ein in eine Geschichte, in der die FAZ den medialen Shitstorm über mich als angeblichen Putin-Agenten und meine rund vierzig Fernsehfilme schlicht so zusammenfasst: «Ein von Moskau heimlich finanziertes öffentlich-rechtliches Programm, den Fall hatten wir bislang nicht. Selbst wenn, würde Hubert Seipel, der sich von Moskau kaufen liess und so tut, als sei nichts, vielleicht sagen, dass seine journalistische Unabhängigkeit dadurch nicht beeinträchtigt sei.»

Der Zeuge, den die FAZ zitiert, ein ehemaliger Moskau-Korrespondent der Öffentlich-Rechtlichen, trägt kaum zur Wahrheitsfindung bei. Man habe, lobte WDR-Mann Udo Lielischkies die vermeintlich eigene Professionalität, selbst nie ein Porträt über Wladimir Putin gemacht, weil «Gazprom und der Kreml die Kontrolle über das Material und den fertigen Film wollten. Wir haben das abgelehnt. Seipel offenbar nicht.»

Das Wort «offenbar» ist eine hübsche Diffamierung. Beweise hat er nicht. Weder hat der russische Präsident das von mir gefordert noch der Konzern Gazprom, der damit überhaupt nichts zu tun hatte. Das Moskauer Büro des WDR hat allerdings über Jahre vergeblich versucht, ein Putin-Porträt zu produzieren, es aber nicht hinbekommen.

Ich habe es hinbekommen – und ich habe zu keinem Zeitpunkt Geld oder andere Zuwendungen für Fernsehproduktionen oder Fernsehinterviews bekommen. Und damals wurde meine Fernsehdokumentation «Ich, Putin» ausdrücklich auch von jenen gelobt, die nun kein gutes Haar daran lassen. «Hubert Seipel verzichtet auf eine Dämonisierung des «Systems Putin» und erntet dafür ein sowohl politisch wie psychologisch überzeugendes Porträt des Mannes», schrieb die FAZ.

Im *Spiegel* war zu lesen: «Der TV-Mann kommt dem Premier, der wieder Präsident werden will,



Eine hübsche Diffamierung.

sehr nahe, ohne ihm auf den Leim zu gehen. Es gelingt ihm, die Inszenierung, die sein Gegenüber vielleicht im Sinn gehabt hat, zu durchbrechen.» Und selbst die *Taz* kam trotz «des erwartbaren Propagandaverdachts» zu dem Schluss, dass der Film den selbigen Verdacht «entkräftet».

Meine Einschätzungen haben sich nicht grundsätzlich geändert. Was sich verändert hat, sind das politische Klima und die öffentliche Meinung, die eine inhaltliche Diskussion über die Vorgeschichte der gegenwärtigen Situation nach der «Zeitenwende» nur in den Kategorien Schwarz oder Weiss betrachtet.

Am Anfang war Helmut Schmidt

Es war Helmut Schmidt, der mein Interesse an Russland geweckt hatte. Der Ex-Kanzler hatte mir nach der Verleihung des gleichnamigen Medienpreises 2006 beim Abendessen erzählt, wie Deutschland schon von US-Präsident Ronald Reagan mit Sanktionen belegt wurde, weil Schmidt am Ende seiner Amtszeit mit der UdSSR einen Vertrag über Energielieferungen abgeschlossen hatte. Die konkrete Folge unseres Treffens war 2009 mein ARD-Film über die

Deutschen und das Gas aus dem Osten, der nicht nur vom *Spiegel* hochgepriesen wurde, sondern auch gleich für den Grimme-Preis nominiert war.

An der geopolitischen Strategie der USA hat sich nichts geändert. Das Resultat: Drei Jahrzehnte nach dem Ende der Sowjetunion stehen sich Russland und der Westen wieder feindlich gegenüber, und wieder einmal ist die Rollenverteilung die alte. Auf dem Spiel steht, wenn man unseren Politikern glaubt, nichts weniger als der eklatante Unterschied zwischen Gut und Böse, zwischen Freiheit und Diktatur.

Damit wir uns nicht missverstehen: Krieg ist immer ein Tabubruch – auch der Krieg in der Ukraine. Richtig ist aber auch: Seit es Menschen gibt, wird Krieg geführt, auch wenn jeder behauptet, ihn nicht zu wollen. Geopolitik der Grossmächte hat es immer gegeben und wird es immer geben.

Allerdings hat jeder Krieg eine Vorgeschichte. Er ist oft die Fortsetzung der Vergangenheit. Die zentrale Frage ist, wie Krieg verhindert werden kann. Nachdem ein Krieg begonnen hat, ist stets der andere schuld.

Diese absehbare Entwicklung zu analysieren und aufzuschreiben, war der Grund, warum ich nach meiner Fernsehdokumentation «Ich, Putin» die Buchprojekte begonnen habe. Das Projekt war allein meine Entscheidung, und im Laufe der Recherche wurde schnell klar: Wenn ich mich mit dem Thema inhaltlich beschäftigen wollte, würde es ein Vollzeitjob. Bücher lassen sich nicht so nebenbei schreiben, und kein deutscher Think-Tank würde diesen Ansatz unterstützen. Ein Verlag zahlt für ein Buch, nicht aber für den enormen Zeitaufwand der Recherche.

Das war die Ausgangslage, als ich im Laufe der Arbeit ein Sponsoring-Angebot von Alexei Mordaschow erhielt. Er bekam weder vorher ein Manuskript zu sehen, noch wusste er, was ich konkret schreiben. Einflussnahmen auf den Inhalt oder die Erscheinung der Bücher wurden auch juristisch ausgeschlossen.

Es folgten gut acht Jahre Arbeit, ein halbes Hundert Reisen nach Russland, Recherchen in den USA, Präsenz bei den Minsk-II-Verhandlungen und dem Helsinki-Treffen zwischen dem amerikanischen und dem russischen Präsidenten. Nicht zu reden von zahllosen Reisen nach Berlin, wo auch Jan Hecker, der aussenpolitische

*Es gilt der alte Satz von Tolstoi:
«Alle wollen die Welt verändern,
aber keiner sich selbst.»*

Berater von Kanzlerin Angela Merkel, zu meinen Gesprächspartnern zählte – vom damaligen Aussenminister Frank-Walter Steinmeier nicht zu reden. Die Kritiker meiner Bücher haben mir keine Fehler nachgewiesen, ausser der abweichenden Einschätzung. Die *Zeit* und der *Spiegel* haben Auszüge abgedruckt.

Bereue ich das nun? Nein. Ohne Drittmittel, sprich: Sponsorship, hätte ich die Bücher nicht schreiben können.

Mordaschow kommt nicht aus dem russischen Sicherheits- oder Staatsapparat, sondern ist ein Unternehmer, der in Deutschland auch wegen seiner Beteiligung am Touristik-Unternehmen Tui bekannt ist. Zudem sass er über Jahre in wichtigen Gremien wie der Strategischen Arbeits-

gruppe für Wirtschaft und Finanzen, einem deutsch-russischen Regierungsprojekt. Er setzte sich für die deutsch-russischen Beziehungen ein, sponserte den Jugendaustausch und war in Berlin auch bei der Bundesregierung ein gerngesehener Gast.

Bis zum Ukraine-Krieg. Seither steht er auf der Sanktionsliste, weil wir uns «mit Russland im Krieg befinden». Im Amtsblatt der EU ist die Begründung weniger konkret. Sie erfolgt nach einem kollektiven politischen Schuldspruch: Russe, reich, schuldig. Konkreter Vorwurf: «Sein Unternehmen ist Anteilseigner der Bank Rossija, von der er 2017 etwa 5,4 Prozent hielt und die als persönliche Bank hochrangiger Beamter der Russischen Föderation gilt.»

Tatsächlich ist Mordaschow Teil der politischen und historischen Entwicklungen Russlands der letzten dreissig Jahre. Dass Mordaschow wie auch deutsche oder amerikanische Unternehmer Kontakte zur russischen Regierung haben, bringt ihre Stellung mit sich.

Wie in der McCarthy-Zeit

Die Kampagne gegen mich als «Putin-Versteher» des Investigativ-Start-ups Paper Trail Media – es arbeitet für *Spiegel*, ZDF und andere Medien – ist das klassische Muster der Kontaktschuld. Man macht sich selbst dann schuldig, wenn man Kon-

takt zu einem erklärten politischen Gegner hat oder zu einem umstrittenen Thema andere Vorstellungen als der Mainstream. Weder in meinen Filmen noch in meinen Büchern wurden dabei konkrete Fehler nachgewiesen.

Ich habe die Entwicklung der letzten dreissig Jahre beschrieben und Putins Sicht vorgestellt. Billige ich deswegen schon, was er tut? Kann man die Perspektive eines politischen Gegners nicht auch ohne Kommentar stehenlassen, damit sich der Leser ein eigenes Bild macht? Muss ich Putin sofort prinzipiell widersprechen? Als vorsorglicher Akt politischer Schadensbegrenzung, so, wie Jugendliche beim Kauf von Alkohol ihren Ausweis zeigen müssen? Verstehen ist die Grundlage für Analysen. Die Vorstellung, ich müsste mich gleichzeitig öffentlich mit Abscheu und Entsetzen distanzieren, um glaubwürdig zu sein, erinnert an Inquisition und Hexenjagd.

Das Konstrukt heisst in den USA «guilt by association». Es hatte seinen Höhepunkt in der McCarthy-Zeit und wurde gegen Journalisten, Regisseure oder Politiker angewendet, weil sie anderer Meinung waren und damit angeblich dem Kommunismus nahestanden. Heute wird die Methode auf vielen Feldern benutzt, weil sie in Zeiten des Internets noch effektiver ist.

Es geht stets um Interessen. Politische Erwartungshaltungen sind die Grundlage des

«Mein erster Service:
Die schlechte Nachricht
für Ihre alte Bank
überbringe ich.»

UBS Wealth Management.
Für eine neue Generation.

Exklusiv unter:
ubs.com/new-gen oder 058 240 00 20





Nah dran: Journalist Seipel.

HUBERT SEIPEL

Mit Putin am Lagerfeuer

Mit Putin in der verschneiten sibirischen Taiga. Mit Putin im vertrauten Gespräch. Mit Putin im Fond einer Limousine auf der Fahrt durchs abendliche Moskau. Mit Putin am Lagerfeuer. Mit Ausnahme des amerikanischen Regisseurs Oliver Stone ist wohl kein westlicher Medienmann dem Kremlchef so lange so nahe gekommen wie der deutsche Journalist Hubert Seipel. Mehrere Monate lang begleitete er in den Jahren 2011 und 2012 den russischen Präsidenten. Das Ergebnis war eine beeindruckende TV-Dokumentation unter dem Titel «Ich, Putin – Ein Porträt».

Neben Lob gab es auch Kritik an dem Film – die wohl auch von kollegialem Neid gespeist wurde. Denn Seipel war nicht der klassische Russlandkorrespondent mit einschlägigen Russisch- und Landeskenntnissen. Von denen mit hatte aber kaum einer auch nur einen offiziellen Interviewtermin mit Putin erhalten. Geschweige denn derart privilegierten Zugang.

So fiel denn ein Bericht des Magazins *Spiegel* Ende letzten Jahres auf fruchtbaren Boden, in dem berichtet wurde, dass Seipel für zwei spätere Buchprojekte über Russland und seinen Präsidenten («Putins Macht. Warum Europa Russland braucht» und «Putin. Innenansichten der Macht») von Moskau bezahlt worden sei. Endlich schien man ihn gestellt zu haben, den Scharlatan – der Jahre vorher nicht nur mit Zuspruch, sondern auch mit Fernsehpreisen überhäuft worden war.

«Moskau» erwies sich jedoch bald als dehnbare Begriff. Als Sponsor des auf mehrere Jahre angelegten Projekts entpuppte sich nicht der Kreml, sondern der russische Geschäftsmann Alexei Mordaschow. Nach Beginn des Ukraine-Krieges geriet auch er ins Schleppnetz westlicher Sanktionen – und damit stand auch die Schuld Seipels fest. *Wolfgang Koydl*

journalistischen Geschäfts, in Berlin wie in Washington oder Moskau. Journalisten instrumentalisieren Politiker, und Politiker instrumentalisieren Journalisten. Öffentlichkeit ist die Währung des Geschäfts. Zu entscheiden, was schlüssig ist und was nicht, ist journalistischer Alltag. Auch bei Studien der Bertelsmann-Stiftung, den «Expertisen» von Hunderten Think-Tanks oder einflussreichen Vereinen wie der Atlantik-Brücke geht es ausschliesslich um politischen Einfluss. In dieser US-Lobby-Organisation sind und waren viele einflussreiche deutsche Journalisten Mitglieder – von der ARD-Hauptstadtbüro-Leiterin über den ehemaligen *Spiegel*-Chefredakteur bis zu leitenden Journalisten der *Süddeutschen Zeitung*, der *FAZ* oder der *Zeit*. Nähe sei nicht automatisch Vereinnahmung, sondern notwendig, sonst erfahre man nichts, argumentieren diese Kollegen.

Dass sich der *Spiegel* nach eigener Aussage seit 2019 mit rund vier Millionen Euro vom amerikanischen Milliardär Bill Gates finanzieren lässt, regt niemanden auf. Weil die Gates-Stiftung keinerlei Einfluss ausübe – wie der *Spiegel* sagt.

Dass weltweit grosse amerikanische, deutsche oder auch russische Unternehmen Dépendancen in Steueroasen unterhalten, ist bedauerlich, aber weit verbreitet. Daran kann ich wenig ändern. Ein grosser Sponsor des Journalistenkonsortiums ICIJ in Washington, dessen deutscher Ableger Paper Trail Media die Kampagne gegen mich initiierte, ist George Soros. Der amerikanische Milliardär unterhält ein Netzwerk von Firmen in Steueroasen wie den Britischen Jungferninseln oder Bermudas. Warum, hat er bislang nicht öffentlich erklärt. Ebay-Gründer Pierre Omidyar, auch einer der grossen Spender des Journalistenkonsortiums, ist ebenfalls in Steueroasen zu Hause.

Schlachtfeld Medien

George Soros inszeniert bekanntermassen weltweit politische Kampagnen und hat seit Jahren öffentlich Russland, speziell dem russischen Präsidenten, den Kampf angesagt. Er hat Hunderte von Journalisten gesponsert und Milliarden in Think-Tanks gesteckt. Mit seiner Stiftung Open Society versucht er, die moralische Überlegenheit des Westens und seine missionarische Vorstellung, wie die Welt zu sein hat, weltweit umzusetzen – nicht nur in Osteuropa, obwohl er dort kein Stimmrecht hat und nur einen amerikanischen Pass besitzt.

Dass Politik gewöhnlich von der geschichtlichen Erfahrung und den eigenen Interessen eines Landes bestimmt wird, mit anderen Worten von den eigenen Wählern, interessiert ihn nicht. Soros' persönlicher Kampf im Namen amerikanischer Werte und der Demokratie ist die moderne Variante christlicher Missionierungsversuche. Nur diesmal nicht in Afrika. Der Glaube an die eigene Überlegenheit macht blind für die Interessen anderer. Die Folgen sehen wir im Nahen

Osten, in der Türkei, in Afrika oder China. Die sonderpädagogische Vorstellung, wie diese Länder sich gefälligst zu verhalten haben, interessiert dort allerdings schon länger niemanden mehr.

Die berühmte «Sicht von nirgendwo» des Journalismus (Jay Rosen), die Unvoreingenommenheit suggeriert, gibt es nicht. Allenfalls ein Bemühen darum. Auch Kritiker sind Menschen mit Vorlieben für kulturelle Codes, für politische Verbindungen und mit ausgeprägten Vorstellungen, wie die Welt zu sein hat. Und in Zeiten von Kriegen stehen die Medien in der Regel an der Seite der eigenen politischen Elite. Wie es der Medienkritiker Karl Kraus schon vor hundert Jahren sagte: «Die verzerrte Berichterstattung über die Realität ist die Realität.» Unser Mediensystem ist längst zum Schlachtfeld geworden, auf dem zunehmend «Experten» von Denkfabriken in sozialen Netzwerken die gewünschte Richtung bestimmen.

Inquisitorische Fragen in Interviews, ob man von Russland bezahlt werde, unterstellen nichts anderes, als dass Putin bezahlt. Hat er aber nicht. Wer für deutsche oder amerikanische Think-Tanks arbeitet, bekommt solche Fragen nicht gestellt. Auch wenn manche Regierungen dafür direkt Steuergelder in die Hand nehmen, wie etwa die deutsche Bundesregierung. Der Think-Tank Zentrum Liberale Moderne, der von sich behauptet, «eine fundierte Osteuropa-Expertise» zu liefern, lässt sich zum Beispiel unter der Rubrik «Gegneranalyse» die Brandmarkung politischer und medialer Gegner direkt aus Bundesmitteln finanzieren. Laut Auskunft der Bundesregierung hat das Zentrum 2018 insgesamt Euro 4 472 572.56 an Steuergeldern bekommen, um gezielt in die politische Meinungsbildung der Öffentlichkeit einzugreifen.

Ich bin Journalist und kein Prophet und versuche die Welt so zu beschreiben, wie sie ist – und nicht, wie sie gefälligst zu sein hat. Auch ich habe nicht das exakte Datum für den Kriegsbeginn am 24. Februar 2022 vorhergesagt. Aber Kriege, die seit Jahrzehnten um das nationale Gedächtnis der Länder in Europa kreisen statt um die Erinnerung an das Leid, das Kriege hervorbringen, führen nur zu einem, nämlich zu einem neuen «Krieg». Das war das Schlusskapitel meines letzten Buches und buchstäblich mein letztes Wort.

Russland ist in unseren Augen ein autoritärer Staat. Aber die Russen sind volljährig. Politische Veränderungen in Moskau sind ihre ureigenste Angelegenheit. Als Deutsche sollten «wir unsere Aussenpolitik nicht mit zu viel Heilerwartung überfrachten», erklärte Bundespräsident Steinmeier noch 2020, auch wenn er sich offensichtlich nicht mehr daran erinnert. Unsere Politik dürfe sich «nicht in moralischen Verurteilungen» erschöpfen und in der weitverbreiteten Vorstellung, «alles wäre gut, wenn nur alle so vernünftig wären wie wir Deutschen».

Es ist der alte Satz von Tolstoi: «Alle wollen die Welt verändern, aber keiner sich selbst.»

Manie der Mistgabeln und Mähdrescher

Journalisten sind keine Bauern. Sie schlafen lieber lange aus und können nicht Traktor fahren.



Wann werden Journalisten besonders kreativ? Sie werden es dann, wenn es um eine Volksgruppe geht, die den Journalisten fremd ist.

Eine Volksgruppe, die den Journalisten fremd ist, sind zum Beispiel «die Rechten». Die Rechten, so empören sich die Journalisten, sind damit beschäftigt, die Demokratie zu zerstören und den Sturz der Regierung zu planen.

Sie bekommen denn die journalistische Kreativität schnell zu spüren. Die Rechten heissen dann Nazis und Faschisten und Populisten und Rechtsextremisten und Identitäre und Schwurbler und Antidemokraten.

Eine Volksgruppe, die den Journalisten fremd ist, sind auch die Bauern. Die Bauern waren diese Woche damit beschäftigt, so empörten sich die Journalisten, mit ihren Traktoren Strassen zu blockieren und den Sturz der Regierung zu planen.

Diesmal liefen die Medien zur Hochform an Kreativität auf. Zuerst einigten sie sich darauf, dass es sich beim behäbigen Bauernstand um einen «Mob» handle. Der Mob, so definiert es die Encyclopedia Britannica, ist «eine grosse Gruppe von Leuten, die wütend oder gewalttätig und schwer zu kontrollieren ist».

Von der *Berliner Morgenpost* bis zum *Münchner Merkur* war das Framing darum schnell formuliert. Bei den Landwirten, die mit ihren Deutz, John Deere und Fendt gegen die Sparpläne der Regierung protestierten, handle es sich um den «Bauern-Mob».

RTL fasste nun mit einer besonders konsumentennahen Definition nach. In Wirklichkeit sei das ein «Kartoffel-Mob».

Einen noch imposanteren Kreativitätsschub setzte dann der *Spiegel* frei. Es handle sich bei den demonstrierenden Bauern um einen «Mistgabel-Mob». Nein, präzisierte umgehend die *Taz*, es handle sich um einen «Mähdrescher-Mob».

Das war schon hohe Schule des publizistischen Expressionismus. Ein bisschen enttäuscht war ich nur, dass der Ausdruck «Agro-Mob» nirgend-

Die irrationale Verteufelung der Bauern durch die Journaille kann man nur sozialpsychologisch erklären.

wo fiel. Das wäre eine hübsche Kombination von Agronomie und Aggression gewesen. Aber immerhin, die *Bild*-Zeitung war nahe dran. Die Bauern, wusste sie, seien «ein aggressiver Mob».

Es war klar, dass die Journalisten nun auch ihre Traumkombination versuchten, nämlich die Verschmelzung des «Bauern-Mobs» mit den «Rechten». Die Bauern seien «von Rechten gekapert», fantasierte die «Tagesschau». «Rechtsextreme Narrative» vernahm der *Stern* unter den Traktoren. «Rechtsextreme Gruppen» entdeckte die *Zeit*.

Der Trick ging schief, weil ihn Rainer Wendt, der Chef der Polizeigewerkschaft, leider durchkreuzte. «Alle Versuche, unsere Landwirte in die rechte Ecke zu schieben, sind gescheitert», sagte er. Pech für die Redaktionen, aber einen Versuch war es wert.

Woher kommt diese Obsession? Die irrationale Verteufelung der deutschen Bauern durch die deutsche Journaille kann man nur

sozialpsychologisch erklären. Es ist der eklatante Gegensatz in der Lebensgestaltung von zwei Kulturen.

Bauern stehen um fünf Uhr auf, weil im Stall die Tiere warten. Journalisten schlafen aus und sind nicht vor zehn Uhr auf der Redaktion. Bauern wohnen in eigenen Häusern auf dem Land, Journalisten wohnen in Miet-Apartments in der Innenstadt. Journalisten können Schmutzkampagnen fahren, aber einen Traktor fahren können sie nicht. Bauern sterben oft an Unfällen durch ihre häufige Präsenz im Gelände, Journalisten sterben oft an Leberzirrhose durch ihre häufige Präsenz an der Bar. Bauern wählen CDU/CSU, Journalisten wählen Grüne/SPD. Bauern wissen, wie man eine Mähmaschine repariert, Journalisten wissen nicht, wie man einen Computer repariert. 95 Prozent der Bauern haben einen eigenen Hof, 0,095 Prozent der Journalisten haben einen eigenen Verlag.

Damit Sie nun nicht denken, ich sei bloss ein Theoretiker, eine kurze Schlussbemerkung. Meine erste Lebenspartnerin war eine Bauerntochter. Wir haben jeweils gemeinsam den Hof geführt, wenn ihre Eltern sich auch mal einen Urlaub gönnten.

Ich kann darum Traktor fahren. Und ich habe Erfahrung darin, wie ich eine Kuh von einer lebensbedrohenden Pansenblähung befreien kann. Ich schiebe dabei einen Schlauch durch die Speiseröhre in den Magen der Kuh, und drücke dann ihre Flanken, so dass das aufgestaute Gas durch den Schlauch entweichen kann.

Ich habe in den letzten Tagen ein paarmal daran gedacht, als ich die warme Luft der Journalisten zu den Bauern gelesen habe.

Plötzlich wollen alle mit Vietnam befreundet sein

Der einstige Pariastaat ist zum leuchtenden Stern in Fernost aufgestiegen. Geschickt spielt das Land die Rivalen USA und China gegeneinander aus.

Francis Pike

Ich bin in der Zeit des Vietnamkriegs aufgewachsen. Es war der prägende Hintergrund meiner Teenagerjahre. Und 1972, als ich an der Universität Paris-Nanterre Wirtschaftswissenschaften studierte, kam der amerikanische Außenminister Henry Kissinger regelmässig nach Paris, um mit dem nordvietnamesischen Verhandlungsführer Le Duc Tho über ein Friedensabkommen zu sprechen.

Nach dem Fall von Saigon im April 1975 verschwand Vietnam, das die Titelseiten der Zeitungen lange Zeit beherrscht hatte, aus dem Blickfeld des Westens. Wie der amerikanische Journalist Gary Silverman im Jahr 2015 schrieb, waren die Vietnamesen «ein Produkt unserer kollektiven Fantasie. Aus den Augen, aus dem Sinn.»

Modernes Sparta

Von 1976 an führte Vietnam, weitgehend unter dem Radar der westlichen Medien, einen Grenzkrieg mit dem Kambodscha von Pol Pot. 1979 wurde die Volksrepublik Kampuchea als vietnamesischer Marionettenstaat ausgerufen. Erstaunlicherweise stützten die Vereinten Nationen Pol Pot, obwohl längst bekannt war, dass er einen Genozid an einem Viertel der kambodschanischen Bevölkerung verübt hatte.

Als ich Anfang der 1980er einen britischen Diplomaten in Bangkok fragte, warum wir Pol Pot nach wie vor unterstützten, antwortete er ausweichend, dass der Westen nicht den mittlerweile berüchtigten Massenmörder Pol Pot unterstütze, sondern die Regierung des Demokratischen Kampuchea, eine Koalition antivietnamesischer Parteien, zu denen auch König Norodom Sihanouk und die Khmer Rouge zählten. Dass der Westen auf das Regime des Massenmörders Pol Pot setzte, zeigt nur, wie tief Vietnam im Ansehen des Westens gesunken war.

Doch am 15. Dezember 1986 wurde auf dem 6. Parteitag der KP Vietnams eine Politik der «Doi Moi» (Erneuerung) beschlossen, die – wie die Perestrojka in der Sowjetunion – die Einführung einer «sozialistischen Marktwirt-



Ein Produkt unserer kollektiven Fantasie: Halong-Bucht.

schaft» anstrebte. Es ging um wirtschaftliche Liberalisierung mit dem Ziel, «die Erzeugung von Nahrungsmitteln, Verbrauchsgütern und Exportprodukten» zu steigern. Gebilligt wurde auch die geplante Errichtung einer Aktienbörse.

Als ich zwei Wochen später, am Weihnachtstag 1986, nach Saigon flog, sah ich mit eigenen Augen, welch unermessliche Armut

Viele sehen in Vietnam ein kraftvolles Bollwerk gegenüber den regionalen Ambitionen der Chinesen.

Kommunismus und militärische Abenteuer über das Land gebracht hatten. Seit der Befreiung von Japan und Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg hatte sich Vietnam nicht

zu einem «Staat mit Armee», sondern zu einer «Armee mit Staat» entwickelt. Es war ein modernes Sparta.

Aber trotz Doi Moi wurde Vietnam nicht sofort in die Völkergemeinschaft aufgenommen. Der Rückzug aus Kambodscha 1991 bahnte den Weg, aber auch die Annäherung an China war ein hilfreicher Schritt. Um dies zu ermöglichen, strich die Nationalversammlung einen Passus aus der Präambel der Verfassung, dem zufolge China ein «gefährlicher, direkter Feind des vietnamesischen Volkes» sei.

1994 hoben die USA das Handelsembargo auf. Ein Jahr später nahm Vietnam volle diplomatische Beziehungen mit dem vormaligen Feind auf. Gleichzeitig wurde Vietnam als vollberechtigtes Mitglied in die Asean (Verband südostasiatischer Nationen) aufgenommen.

Im Jahr 2000 besuchte Bill Clinton als erster US-Präsident Vietnam. Um die Aussöhnung zwischen den beiden Nationen weiter voranzubringen, sagte er Finanzhilfe für die Entschärfung amerikanischer Minen und Bomben zu, denen seit dem Ende des Kriegs etwa 40 000 Menschen zum Opfer gefallen waren. Höhepunkt des langen Marschs Vietnams zu internationaler Anerkennung war die Aufnahme in die Welthandelsorganisation (WTO) im Jahr 2007. Das Pro-Kopf-Bruttoinlandprodukt, das 1986 nur 100 Dollar betrug, hatte sich am Ende des Jahrhunderts vervierfacht.

Bald in den globalen Top Ten

Aber erst in den anschliessenden zwei Jahrzehnten konnte von einem richtigen Aufschwung gesprochen werden. Das kaufkraftbereinigte Pro-Kopf-BIP beträgt inzwischen 14 200 Dollar. Mit einem Wachstum von 8 Prozent im Jahr 2022 war Vietnam die wachstumsstärkste Volkswirtschaft der Region. Mit einer jungen Bevölkerung von 99,2 Millionen, die weiterhin um 0,8 Prozent jährlich wächst, könnte Vietnam 2050 zu den zehn führenden Wirtschaftsmächten der Welt gehören.

Der hohe Entwicklungsstand des Landes zeigt sich auch darin, dass die Vietnamesen, wie kürzlich gemeldet, sich besonders gut auf den Umgang mit Kryptowährungen verstehen. In dem Masse, wie chinesische Unternehmer ihre Operationen ins Ausland verlagern, entwickelt sich Vietnam zu einem Zentrum des Geschäfts mit Bitcoin und anderen Kryptowährungen. Die Digitalisierung der Wirtschaft schreitet spektakulär voran. In Vietnam gibt es heute 70 Millionen Internetnutzer (gegenüber 165 000 im Jahr 2001).

Vietnam verzeichnete bereits ein rasches Wachstum, bevor Präsident Trump und sein Nachfolger Biden für eine Abkühlung in den Wirtschaftsbeziehungen mit China sorgten. Die aggressive Rhetorik von Präsident Xi Jinping gegenüber Taiwan, seine Entschlossenheit, das Südchinesische Meer zu beherrschen, und der forcierte Ausbau des Projekts «Neue Seidenstrasse» haben zu einer neuen Dynamik in Asien geführt.

Angesichts der niedrigen Löhne in Vietnam war Nike bereits ein wichtiger Investor, aber auch immer mehr Tech-Unternehmen (Apple, Microsoft und Dell) investieren mittlerweile lieber in Vietnam als in China, um ihre asiatischen Lieferketten vor Risiken zu schützen. Chinesische Unternehmen agieren ähnlich. Die Volksrepublik hat rund 26 Milliarden Dollar in 4000 Projekten in Vietnam investiert. Während Direktinvestitionen in China in den letzten drei Jahren deutlich eingebrochen sind, kann Vietnam ein spürbares Plus vorweisen.

Die wachsende wirtschaftliche Bedeutung seit 2021 hat dazu geführt, dass Vietnam wieder

geopolitische Aufmerksamkeit genießt, was sich in den westlichen Medien allerdings kaum niederschlägt. Im Juli waren US-Verteidigungs-

Das Land wird von allen Seiten umworben, verhält sich bislang aber vergleichsweise neutral.

minister Lloyd Austin und anschliessend Vizepräsidentin Kamala Harris in Hanoi. Nachdem die USA die Lieferung kostenloser Corona-Impfstoffe angeboten hatten, reiste der chinesische Aussenminister Wang Yi im darauffolgenden Monat nach Vietnam – mit drei Millionen kostenlosen Impfdosen.

Plötzlich scheint es, als wollten alle mit Vietnam befreundet sein. Die Neuorientierung der amerikanischen Vietnam-Politik folgt anderen asiatischen Ländern, die in Vietnam ein kraftvolles Bollwerk gegenüber den regionalen Ambitionen der Chinesen sehen. Indien und Japan haben sich Vietnam angenähert. Bei einem Besuch des indischen Premierministers Narendra Modi in Vietnam 2016 wurde das Verhältnis der beiden Länder auf die Ebene einer «umfassenden strategischen Partnerschaft» angehoben – was nicht nur für die Wirtschaftsbeziehungen gilt, sondern auch eine Zusammenarbeit der Geheimdienste und gemeinsame Marinemanöver einschliesst.

Auch die Europäische Union ist bemüht, die Beziehungen zu Vietnam zu verbessern. Und im Juni 2023 kam Nationalratspräsident Martin Candinas während eines Besuchs in Hanoi mit Regierungschef Pham Minh Chinh zusammen. Es ging vor allem um Handelsfragen und Finanzdienstleistungen.

China hat durch die Errichtung von militärischen Installationen wie Häfen, Raketenstillen und Startbahnen auf den grösstenteils unbewohnten Paracel-Inseln seine Ansprüche auf das gesamte Südchinesische Meer untermauert. Diese 130 Inselchen, meist Korallenriffe, sind der Dreh- und Angelpunkt eines schwelenden Konflikts zwischen Vietnam und China um Fischereirechte, Gas- und Erdölvorkommen.



„Schein oder nicht Schein – das ist hier die Frage ...“

Probleme in den beiderseitigen Beziehungen sind nicht neu. Vietnams «ewiger Gegner» ist China – nicht die einstige Kolonialmacht Frankreich oder Amerika, der Gegner im Kalten Krieg. In vietnamesischen Schulbüchern wird darauf hingewiesen, dass China Vietnam im Jahr 179 v. Chr. durch Verrat erobert habe. An den Aufstand der Schwestern Trung im Jahr 43 n. Chr. wird noch heute erinnert. Abgesehen von einem fünfzigjährigen Intermezzo herrschte China bis zum Jahr 939 über Vietnam, mehr als tausend Jahre. Mit dem Aufstieg der Ming-Dynastie kam es zu einer vierten Periode chinesischer Herrschaft. Noch 1979 kostete ein vietnamesisch-chinesischer Grenzkrieg 30 000 Vietnamesen das Leben.

Die wachsende wirtschaftliche Bedeutung von Vietnam sorgt für ein heikles geopolitisches Verhältnis der Nachbarn. Faktisch sind die beiden Länder «befreundete Feinde». Wie es in einem jüngst veröffentlichten Bericht der Rand Corporation heisst: «Es ist nicht damit zu rechnen, dass Vietnam sich China entgegenstellt, aber aufgrund von Sicherheitsfragen dürfte es auch nicht zu einer Zusammenarbeit mit Peking kommen.»

Rivalen gegeneinander ausgespielt

Im Juni 2023, nachdem chinesische Kriegsschiffe in vietnamesische Gewässer eingedrungen waren, statteten ausländische Marineverbände Vietnam einen Besuch ab. Der Hafen von Cam Ranh, einst sowjetischer Marinestützpunkt, empfing die indische Marine, darauf die «Izumo», den grössten japanischen Zerstörer. Dann legte der amerikanische Flugzeugträger «USS Ronald Reagan» in Da Nang an. Drei Monate später stuften Washington und Hanoi, genau wie China, ihre Beziehungen als «umfassende strategische Partnerschaft» ein.

Selbst Präsident Xi scheint erkannt zu haben, dass eine zumindest partielle Neutralität Vietnams erstrebenswert ist. Ende Dezember reiste er nach Hanoi zu Gesprächen mit KP-Generalsekretär Nguyen Phu Trong, Präsident Vo Van Thuong und Regierungschef Pham Minh Chinh. Während seines Besuchs wurden zahlreiche Handels- und Infrastrukturabkommen unterzeichnet.

Vietnam hat mehr als jedes andere Land von den Spannungen zwischen China und Amerika, Japan, Indien, Korea und Australien profitiert. Das Land wird von allen Seiten umworben, verhält sich bislang aber vergleichsweise neutral.

Das Land spielt die geopolitischen Rivalen sehr geschickt gegeneinander aus – mit dem Ergebnis, dass der einstige Pariastaat in nur 35 Jahren zum leuchtenden Stern Asiens aufgestiegen ist.

Francis Pike hat in verschiedenen Funktionen Regierungen in Asien und dem Nahen Osten beraten. Pike ist regelmässiger Autor für die *Weltwoche*.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Deutschlands Neuerfindung

Franz Beckenbauers Aufstieg markierte den Beginn der weltoffenen Bundesrepublik. Der leichtfüssige Libero brachte Eleganz, Lässigkeit und Popkultur nach Deutschland.

Alexander Grau

Es ist der 6. Juni 1964. Der FC Bayern spielt um den Aufstieg in die Fußball-Bundesliga. Gegner ist der 1. FC St. Pauli. Da gibt ein achtzehnjähriger Fussballer sein Debüt als Profi. Sein Name: Franz Anton Beckenbauer. Er wird den deutschen Fussball verändern wie kein anderer. Und er wird zu einer Ikone dieses verunsicherten Landes, das seine Rolle noch nicht gefunden hat, in dem noch Männer wie Sepp Herberger den Ton angeben, ohne jede Frage verdienstvoll, doch zu diesem Zeitpunkt erkennbar von gestern.

Die internationale Bühne betritt Franz Beckenbauer zwei Jahre nach seinem Einstieg als Profi. Es ist der Sommer 1966, die Weltmeisterschaft in England. Mit seiner lässigen Spielweise, seinen unangestregten Bewegungen, seiner geradezu aufreizenden Nonchalance, die alles leicht und unbeschwert aussehen lässt, erregt der junge Spieler umgehend die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit. Im Finale scheidet Deutschland nach dem berühmten Wembley-Tor gegen England. Die Engländer stellen dem 21-jährigen Beckenbauer ihren stärksten Mittelfeldspieler entgegen: Bobby Charlton. Wieder zurück in Deutschland, werden die Mannschaft und ihre neue Mittelfeld-Ikone gefeiert: *A star is born*.

Meister mit dem Erzrivalen

Danach beginnt die wirklich grosse Zeit des Franz Beckenbauer, die nicht zufällig zugleich eine Sternstunde des deutschen Fussballs markiert und den Aufstieg des FC Bayern zur alles dominierenden Mannschaft in Deutschland einleitet. Beides wäre ohne Beckenbauer nicht denkbar gewesen. Am Ende standen für den FC Bayern drei weitere Meistertitel, vier Pokalsiege, drei Siege im Pokal der Landesmeister (heute Champions League) und einer im Pokal der Pokalsieger. Mit Deutschland gewann Beckenbauer die legendäre EM 1972 und die Weltmeisterschaft 1974 in München gegen Holland.



Karriere des Einzigartigen: Fussball-Ikone Beckenbauer.

Als Beckenbauer 1977 nach New York wechselt, sind viele der Ansicht, dass die Karriere des Einzigartigen nun auf etwas dubiose Art vorbei ist. Doch weit gefehlt. 1980 kehrt er in die Bundesliga zurück, ausgerechnet zum ehemaligen Rivalen der Bayern, dem HSV. Mit diesem wird er noch einmal 1982 deutscher Meister.

Von 1984 bis 1990 wird Beckenbauer schliesslich Teamchef der deutschen Nationalmannschaft und ein Jahr nach der Wiedervereinigung Weltmeister. Diesmal als Trainer. 1994 wird er Präsident des FC Bayern, 1998 Chef des Bewerbungskomitees für die WM 2006. Der Rest ist Geschichte, mitunter umstrittene.

Diese Daten, stünden sie für sich, hätten Beckenbauer zu einem grossen Sportler gemacht. Dass er für den deutschen Fussball, aber auch für Deutschland als Nation zu einer Überfigur wurde, hat jedoch andere Gründe. Denn durch eine Laune des Schicksals und eigenen

Willen war das Leben des Franz Beckenbauer aufs engste verbunden mit der Geschichte der Bundesrepublik. Es symbolisierte geradezu den Mentalitätswandel Deutschlands, seine Modernisierung.

Als der kleine Franz, geboren am 11. September 1945, in der Zugspitzstrasse im Münchner Arbeiterviertel Giesing aufwächst, liegt seine Heimatstadt in Trümmern. Doch schon bald beginnt der Aufschwung. Alteingesessene Unternehmen wie BMW und Allianz oder auch hinzugezogene wie Siemens machen München bald zu einem bedeutenden Wirtschaftsstandort. Als 1966 die Olympischen Spiele für das Jahr 1972 an die bayerische Metropole vergeben werden – wir erinnern uns: Es ist das Jahr von Beckenbauers Durchbruch –, nutzt das die Stadt, um sich noch einmal neu zu erfinden. Von nun an wandelt sich München rasant von einer bayerisch geprägten, etwas provinziellen Residenzstadt mit zweifelhafter Vergangenheit in die hippe, angesagte Schickimicki-Metropole und Hightech-Kapitale. Wie als Illustration oder Beglaubigung die-

ser Veränderungen vollzieht sich die Karriere Beckenbauers. Denn während München und Deutschland sich aus der Nachkriegszeit in die Postmoderne katapultieren, modernisiert Franz Beckenbauer das Bild des Fussballers. Er kommerzialisiert es und verortet es gesellschaftlich neu. Anders als die alten Recken der Generation Helmut Rahn und Fritz Walter war da plötzlich ein smarterer Sonnyboy mit einnehmendem Lächeln, der für Tütensuppen Werbung machte und für Aral. Franz Beckenbauer war es auch, der erstmals eine Schallplatte einspielte und so zum umfassenden Medienstar wurde. Auch hier war der Junge aus Giesing Avantgarde.

Aber auch ausserhalb des Platzes und jenseits der Studiokameras und Tonstudios repräsentierte Beckenbauer eine neue deutsche Modernität. Das fing bei seiner modischen Kleidung an, die üblichen ästhetischen Verirrungen der siebziger Jahre inklusive, und reichte bis zu

seiner Präsenz im Gesellschaftsleben. Beckenbauer war der erste Fussballer, der es zum vollwertigen Mitglied der High Society brachte. Insofern repräsentiert Beckenbauer idealtypisch das Aufstiegsversprechen der deutschen Nachkriegsgesellschaft, die es dem Arbeiterjungen aus Giesing ermöglichte, Epizentrum der Bussi-Bussi-Welt zu werden.

Disziplin, Wohlstand, Dolce Vita

Wie kein anderer repräsentierte Beckenbauer durch sein Charisma und seine Modernität damit zugleich das liberale, lockerere und weltoffene Deutschland nach Adenauer und der 68er Bewegung, in dem Popkultur nicht mehr verpönt war, sondern zum Alltag wurde. Diese neue Leichtigkeit, die Beckenbauer aufgrund seines Auftretens wie kein Zweiter verkörperte, zeigte sich symbolisch in den farbenfrohen Olympischen Spielen von 1972 und der organisch-geschwungenen schwebenden Architektur des Olympiastadions, das von nun an Beckenbauers sportliche Heimat werden sollte und wie für ihn persönlich gebaut schien.

Zugleich waren es die Jahre der sozialliberalen Koalition, der Kanzlerschaft Willy Brandts und Helmut Schmidts. Der Weltmeisterpokal wurde Beckenbauer von dem damals erst seit wenigen Wochen amtierenden Bundespräsidenten Walter Scheel überreicht. Auch politisch befand sich Deutschland in einem Aufbruch, zu dem die Figur Beckenbauer ebenso passte wie die leichthändige Architektur des Olympiastadions.

Die Biografie des Franz Beckenbauer und die Neuerfindung Deutschlands als ein Land, das nicht nur für Disziplin und harte Arbeit steht, sondern auch für Wohlstand, Dolce Vita und eine

Beckenbauer war es auch, der erstmals eine Schallplatte einspielte und so zum umfassenden Medienstar wurde.

gewisse Entspanntheit, sind so eng miteinander verbunden, dass man kaum zwischen Ursache und Wirkung unterscheiden kann.

Dieses seltsame Verwobene von persönlicher Biografie mit der Geschichte seines Heimatlandes gipfelte für Beckenbauer in dem Weltmeistertitel, den er als Teamchef in den damals angesagten Buntfaltenhosen und mit Metallgestell-Brille just im Jahr der Wiedervereinigung holte. Die Organisation des sogenannten Sommermärchens 2006 und die Allgegenwart als Medienfigur rundeten all das nur noch ab.

Selbst als dunkle Wolken die Biografie dieses Sonntagskindes zu verdunkeln drohten, geschah dies in schon unheimlicher Weise parallel zu dem Abstieg jenes Deutschland, dessen Charme, Glanz und Erfolg Beckenbauer so sehr darstellte. Insofern bleibt die Erinnerung an Franz Beckenbauer zugleich Verpflichtung, das wertvolle Erbe seiner Ära nicht leichtfertig zu verspielen.

Der geborene Kaiser

Die deutsche Fussball-Legende Franz Beckenbauer ist im Alter von 78 Jahren gestorben. Der frühere Fifa-Präsident *Joseph Blatter* verneigt sich vor seinem Weggefährten.



Alles, was es zu gewinnen gab: Franz Beckenbauer (1945 – 2023).

Die Nachricht vom Ableben von Franz Beckenbauer macht mich tief betroffen. Der Fussball verliert einen seiner herausragendsten Spieler und eine seiner prägendsten Persönlichkeiten. Will man Franz sportlich würdigen, können nur die grössten Spieler der Geschichte als Masstab gelten: Pelé, das brasilianische Genie, Alfredo Di Stéfano, der wunderbare Argentinier – oder Johan Cruyff, der grandiose niederländische Offensivvirtuose.

Beckenbauer – Cruyff. Deutschland – Niederlande. Das war auch die Affiche im WM-Final 1974 in München. Die Niederländer stürmten mit dem Enthusiasmus der unerschrockenen Aussenseiter und gingen schnell 1:0 in Führung. Doch die Deutschen liessen sich nicht aus dem Konzept bringen – und wendeten die Partie noch vor der Pause. Im Zentrum des Jubels: Libero und Kapitän Beckenbauer. Cruyff blieb die Rolle des Kronprinzen.

Das erste Mal begegnet bin ich Franz, als ich noch für die Uhrenfirma Longines arbeitete. Am Fest der deutschen Sportjournalisten Anfang der 1970er Jahre in München suchten wir den Fussballer mit dem härtesten Schuss. Beckenbauer hatte nicht den schärfsten Schuss, aber den präzisesten.

Dies war durchaus sinnbildlich für die Qualitäten von Franz auf dem Platz – und daneben. Er war ein unfassbar eleganter Spieler; und ein wunderbar eleganter Mensch. Mit Humor,

Lebensfreude und der sprichwörtlichen bayerischen Gelassenheit: *Schau mer mal!*

Als Spieler gewann er alles, was es zu gewinnen gibt: WM, EM, Meisterscup (dreimal), die deutsche Meisterschaft und den Pokal im Multipack. Sein Klub war Bayern München, wo er viel später auch als Präsident das berühmteste Gesicht blieb. Franz war viel mehr als ein Fussballer. Er war vielleicht der erste Superstar unseres Spiels auf dem europäischen Festland. Dass er zum Kaiser ernannt wurde, sagt alles. Man kann ohne zu übertreiben sagen: Der deutsche Fussball ohne Franz Beckenbauer wäre wie München ohne das Oktoberfest.

Im Herbst seiner Spielerkarriere kam es bei den Cosmos in New York zur Vereinigung mit Pelé – vielleicht eines der spektakulärsten Kapitel der Neuzeit.

Mit seinem Rücktritt als Aktiver war die Erfolgsgeschichte lange nicht zu Ende. 1990 führte er die deutsche Nationalelf in Italien als Teamchef (das Trainerdiplom besass er nicht) zum WM-Titel. Und 2006 war er als Botschafter massgeblich daran beteiligt, dass die WM-Endrunde in Deutschland stattfand.

Mit Beckenbauer verliert der europäische Fussball seine schillerndste Persönlichkeit. Vor allem verlieren wir einen wunderbar charmannten, herzensguten und lieben Menschen. Lieber Franz, ich verneige mich vor dir und deinem Lebenswerk. Ruhe in Frieden, mein Freund.

Völkermord in Gaza?

Südafrikas Präsident verklagt Israel vor dem Internationalen Gerichtshof. Er würde sich besser die Hamas vorknöpfen.

Pierre Heumann

Südafrikas Präsident Cyril Ramaphosa zerrt Israel vor den Internationalen Gerichtshof (IGH) in Den Haag. Sein Vorwurf: Israel begehe im Gazastreifen Völkermord. Der IGH reagiert schnell. Bereits vierzehn Tage nachdem Südafrika das Verfahren gegen den Staat Israel eingeleitet hat, findet die öffentliche Anhörung über den Antrag statt. Noch Ende Januar könnte das Gericht entscheiden, ob es den südafrikanischen Vorstoss gutheisst und Israel vorerst dazu verpflichtet, die Kampfhandlungen in Gaza einzustellen, bis der Genozid-Vorwurf vom IGH abgeklärt ist.

Menschliche Schutzschilder

Die Ironie, dass er ausgerechnet Israel Völkermord vorwirft, dürfte Ramaphosa nicht entgangen sein. Der Begriff wurde 1944 vom polnisch-jüdischen Juristen Raphael Lemkin geprägt, um die systematische Vernichtung der Juden durch die Nazis zu beschreiben. Genozid – einer der schwerwiegendsten Vorwürfe im internationalen Recht – bezieht sich auf Handlungen, die auf die vollständige oder teilweise Vernichtung einer nationalen, ethnischen, rassischen oder religiösen Gruppe abzielen.



Schiessbefehl gegen Flüchtende:
Hamas-Chef Yahya Sinwar.

Die aus dem Küstenstreifen übermittelten Bilder der Zerstörung sind zwar horrend. Die Zahl der Toten ist erschreckend hoch. Die Zerstörungen sind so brutal, dass grosse Teile des Gazastreifens auf Jahre hinaus unbewohnbar sein werden.

Wer aber aufgrund dieser Fakten auf Genozid schliesst, liegt falsch. Denn ein Genozid definiert sich nicht durch die Zahl der Menschen, die im Krieg getötet werden. Um ein Land des Genozids zu überführen, ist die Absicht aus-

Dass es Israel mit einem Feind zu tun hat, der sich nicht ans Kriegsrecht hält, ist für Ramaphosa kein Thema.

schlaggebend. Mit anderen Worten: Südafrika muss Israel nachweisen können, dass es mit dem Krieg explizit das Ziel verfolgt, die Palästinenser im Gazastreifen auszulöschen oder den Küstenstreifen unbewohnbar zu machen.

Alles spricht dafür, dass dem nicht so ist. Die israelische Führung, allen voran Premierminister Benjamin Netanjahu, hat wiederholt und unmissverständlich erklärt, dass das Ziel der Operation im Gazastreifen die Ausschaltung der Hamas – und nicht die Vernichtung der Bevölkerung – ist. Vorwerfen muss man dem Regierungschef allenfalls, radikale Minister nicht aus der Regierung zu werfen, die vor laufenden Kameras von der Auslöschung oder Vertreibung der Palästinenser schwadronieren.

Hätte Israel Genozid-Pläne, würde die Armee Bewohner von Gebäuden nicht zum Verlassen der Häuser auffordern, die sie angreifen will, weil sich dort Terroristen eingenistet haben. Hätte die Regierung tatsächlich einen Genozid im Sinn, würde sie nicht mehrere Millionen Flugblätter aus der Luft abwerfen, in denen die Zivilbevölkerung zum Verlassen jener Gebiete aufgefordert wird, welche die Israel Defence Forces (IDF) demnächst ins Visier nehmen wollen, um Terrornetze auszuheben.

Dass sich die Hamas Fluchtbewegungen entgegenstellt und auf Mitbürger schießt, die sich aus der Gefahrenzone absetzen wollen,

kann man Israel nicht anlasten. Israels Armee setzt alles daran, den Schaden für die Zivilbevölkerung möglichst gering zu halten. So arbeitet sie – wenn auch erst auf internationalen Druck – hart daran, das Leiden der Zivilbevölkerung zu lindern, indem sie die Lieferung humanitärer Hilfe erleichtert.

Südafrikas Präsident Ramaphosa irrt. Dass die Hamas die eigene Bevölkerung als menschliche Schutzschilder einsetzt und damit Tausende von Menschen auf dem Gewissen hat, haben seine Juristen beim Verfassen der Anklageschrift ausgeklammert. Dass die Hamas ihre Infrastruktur des Terrors in Schulen, Kliniken und Wohnhäusern platziert hat, womit dort Zivilisten, so sieht es das humanitäre Völkerrecht vor, keinen Schutz mehr geniessen, sagt Ramaphosa nicht. Dass es Israel mit einem Feind zu tun hat, der sich nicht ans internationale Kriegsrecht hält, ist für Südafrikas Anklage ebenfalls kein Thema.

Weil sich Hamas-Kämpfer unter die Zivilbevölkerung mischen, sind sie für die Verwüstungen in Gaza verantwortlich. Israel pocht lediglich auf das Recht zur Selbstverteidigung, das es nach dem brutalen Überfall am 7. Oktober in Anspruch nimmt.

Alles halb so schlimm?

Es gibt noch eine zweite Ironie: Während Südafrikas Präsident Israel auf die Anklagebank zerrt, empfängt er mit allen Ehren Mohamed Hamdan «Hemeti» Daglo, der die Terrorgruppe Rapid Support Forces (RSF) im Sudan leitet. Dass RSF-Truppen mehr als sieben Millionen Menschen in die Flucht getrieben haben, dass die USA den RSF Kriegsverbrechen und ethnische Säuberung in Darfur vorwerfen, ist für Ramaphosa kein Hinderungsgrund, Hemeti zu hofieren. Er macht sich mit einem Mann gemein, dessen Miliz Plünderungen, Massentötungen und Vergewaltigungen vorgeworfen werden. Für Ramaphosa ist das alles halb so schlimm: Heuchlerisch profiliert er sich als Helfer der Palästinenser in Gaza, die von ihrer Hamas-Regierung ins Unglück getrieben werden.

Guter Protest, schlechter Protest

Warum die Bauern in den gleichen Topf wie Impf- und Migrationskritiker geworfen werden.



Die Empörung war gross, als eine wütende Gruppe von Landwirten am vergangenen Donnerstag in Schlüttsiel in Nordfriesland Robert Habeck daran hinderte, eine Fähre zu verlassen. Der Wirtschaftsminister hatte zuvor auf der Hallig Hooge Urlaub gemacht und vermutlich nicht mit dieser Konfrontation gerechnet.

Genau genommen war die Empörung aber auch nur in der Politik und bei einigen linken Journalisten auf X (früher Twitter) gross. Über seinen Regierungssprecher teilte Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) auf X mit, dass der Vorfall in Schlüttsiel «beschämend» sei. Eine solche «Verhöhnung der politischen Sitten» solle keinem egal sein.

Auch FDP-Chef Christian Lindner reagierte beim Dreikönigstreffen seiner Partei in Stuttgart am vergangenen Wochenende ungewohnt angefasst. In Richtung der Landwirte rief er: «Kehren Sie um, Sie haben sich verrannt!» Die Bedrohung Habecks sei «völlig inakzeptabel» und die für den 8. Januar angekündigten Blockaden «unverhältnismässig».

Nun könnte man sowohl die Frage in den Raum werfen, ob Habeck tatsächlich bedroht worden ist, als auch, was denn nach Vorstellung des Bundesfinanzministers ein verhältnismässiger Protest sei, wenn man seit Jahren das Gefühl hat, als normaler Bürger nicht mehr von der Politik gehört zu werden. In Deutschland, so scheint es jedenfalls, gibt es für weite Teile der Politik und Medien seit längerem eine Unterscheidung zwischen gutem beziehungsweise legitimem und schlechtem oder eben illegitimem Protest. Zumindest kann ich mich nicht daran

erinnern, dass jemals solch deutliche Worte der Empörung aus der Ampelkoalition für den Protest der «Letzten Generation» zu hören waren.

Das liegt zum einen daran, wofür demonstriert wird. Wer die «richtige» Gesinnung hat, also im Namen der linken Ideologie protestiert, hat die Moral auf seiner Seite und damit per se den legitimen Protest. Der Rest ist Nazi, rechts, AfD. Was bei der Migration gut funktioniert hat, wurde der Einfachheit halber auf jedes andere politische Thema ausgedehnt.

Und so finden sich auch die Bauern, genau wie schon die Migrationskritiker, die Impfskeptiker und Menschen, die sich der Biologie

Die FDP hat sich verloren. Ihr Suizid ist unaufhaltsam und überfällig.

in Sachen Geschlechter verbundener fühlen als der Fantasie, letztlich in Gesellschaft zu jenen wieder, die einen industriellen Massenmord an sechs Millionen Juden begangen haben. So schnell geht das in einem Land, in dem die vermeintliche intellektuelle Elite die argumentative Tiefe einer Pfütze besitzt.

Vordergründig mag die Diffamierung eines Grossteils der Bevölkerung als Rechte und Nazis auch immer noch funktionieren. Praktisch sind die Menschen längst dazu übergegangen, öffentlich zu schweigen und dann entsprechend zu wählen.

Und so kommt es, dass uns grosse Teile der deutschen Medien und Politik zwar immer noch weismachen wollen, dass Gender-Gedöns,

offene Grenzen und Klimasozialismus State of the Art und allgemeiner gesellschaftlicher Konsens sind, die Realität in der Bevölkerung aber eine völlig andere ist. Im Osten ist die AfD längst stärkste Partei. Auf Bundesebene kommt sie auf mehr Prozentpunkte als jede einzelne Partei der Ampel.

Es stellt sich also die Frage, wer sich eigentlich verrannt hat: die Bauern, die Menschen, die diese Migration so nicht mehr wollen, die Leute, die das üppige Bürgergeld kritisieren und Frauen ohne Penis präferieren? Oder doch eher eine Regierung, die in manchen Bundesländern mittlerweile zusammengerechnet nicht einmal halb so viele Prozentpunkte erhält wie die AfD als einzelne Partei? Wenn einem alle entgegenkommen, sollte man vielleicht zumindest einmal prüfen, ob man nicht selbst der Geisterfahrer ist.

Dass Grüne und SPD die Einschlüge nicht bemerken, ist wenig verwunderlich. Dass die Führung der FDP sie nicht mehr spürt, ist tragisch. Bis heute verteidigt man sein Zutun in der Ampel damit, dass ohne die FDP alles noch viel schlimmer wäre, ohne dabei zu realisieren, dass es ohne die «Liberalen» gar keine Ampel mehr gäbe.

Ich habe lange an die FDP appelliert, weil ich glaube, dass es eine liberale Kraft in Deutschland dringend braucht. Nur: Was ist daran noch liberal? Wo ist die FDP mehr als ein Büttel für eine Politik, die von der Mehrheit in diesem Land abgelehnt wird? Die FDP hat sich verloren. Ihr Suizid ist unaufhaltsam und mittlerweile überfällig.



Schicksalhafte Konsequenzen: Luft-Boden-Marschflugkörper Taurus.

Russlands rote Linie

Führende Politiker fordern die Lieferung Taurus-Marschflugkörper an die Ukraine. Noch zögert Kanzler Scholz. Möge er standfest bleiben – zum Wohle Deutschlands.

Harald Kujat

Nach dem Scheitern der Offensive lässt sich die kritische militärische Lage der Ukraine nicht länger leugnen. Der frühere Generalstaatsanwalt des Landes, Jurij Lutsenko, bestätigte in einem Interview mit einem ukrainischen TV-Sender, dass die Ukraine bereits eine halbe Million Soldaten verloren habe. Eine neue Mobilisierung soll die Reihen wieder schliessen. Die amerikanische Regierung favorisiert offenbar eine defensive Strategie, um die hohen Verluste zu reduzieren und den Frontverlauf zu halten, sowie einen Waffenstillstand, um Zeit für die Ausbildung und Ausrüstung neuer Verbände zu gewinnen. In Deutschland löst die gegenwärtige Situation dagegen panische Reaktionen aus. Bundeskanzler Olaf Scholz ruft «die Verbündeten in der Europäischen Union dazu auf, ihre Anstrengungen zugunsten der Ukraine ebenfalls zu verstärken». Und selbstverständlich wird erneut die Forderung laut, endlich Taurus-Luft-Boden-Marschflugkörper zu liefern.

Die USA haben der Ukraine nach langem Drängen eine geringe Zahl (angeblich zwanzig) ATACMS geliefert. Allerdings eine Version mit nur etwa 160 Kilometer Reichweite, und dies unter der Bedingung, dass keine Ziele in Russland angegriffen werden. Nach wie vor fürcht

Was treibt die Herren Gauck, Söder und Merz um, die Zukunft unseres Landes aufs Spiel zu setzen?

tet Präsident Joe Biden, dass die Lieferung weitreichender Raketen und Marschflugkörper eine «rote Linie» überschreitet.

Neben den grünen Kriegsenthusiasten wird die Lieferung deutscher Taurus-Marschflugkörper an die Ukraine vom ehemaligen Bundespräsidenten Joachim Gauck («Ich verstehe nichts vom Militärischen») und dem bayerischen Ministerpräsidenten Markus Söder («die einzige ernsthafte Chance, damit die Ukraine neuen Mut

findet und die Russen nicht gewinnen») verlangt. Söder behauptet, die Ukraine würde damit eine Möglichkeit erhalten, «die ständigen Drohnen- und Raketenangriffe abwehren zu können». Auch CDU-Chef Friedrich Merz fordert den Bundeskanzler erneut bedenkenlos auf, nicht weiter zu zögern: «Das würde der Ukraine immens helfen.» Die strategische Lage zugunsten der Ukraine wenden könnte Taurus nicht, und der Marschflugkörper ist auch nicht geeignet, Drohnen- und Raketenangriffe abzuwehren. Dafür sind die Luftverteidigungssysteme Iris-T und Patriot von der Bundesregierung geliefert worden, die sich als äusserst leistungsfähig erwiesen haben.

Nuklearstrategisches Gleichgewicht

Taurus wäre vielmehr dazu prädestiniert, befestigte russische Kommandozentralen und strategische Objekte anzugreifen, die für ein stabiles nuklearstrategisches Gleichgewicht mit den USA essenzielle Bedeutung haben. Denn ein

Angriff mit Taurus-Marschflugkörpern wie der am 26. Dezember 2022 auf den Flugplatz Engels der russischen interkontinentalstrategischen Bomberkräfte könnte eine unkontrollierbare Eskalation auslösen. Dass sich die ukrainische Führung nicht an Absprachen hält, zeigen die Angriffe mit Streubomben auf Charkiw und jüngst auf Belgorod, eklatante Verstösse gegen das humanitäre Völkerrecht. Andere behaupten, nur mit Taurus sei die Ukraine in der Lage, die russischen Truppen von der Versorgung abzuschneiden – eine Variante zur gescheiterten Offensive. Die Ukraine verfügt jedoch bereits über britische Storm-Shadow- und französische Scalp-Marschflugkörper mit einer Reichweite von 250 Kilometern, die zu diesem Zweck eingesetzt werden.

Im Oktober letzten Jahres hatte Russlands früherer Präsident Dmitri Medwedew, heute stellvertretender Vorsitzender von Russlands Sicherheitsrat, auf die Forderung, Taurus an die Ukraine zu liefern, mit der Drohung reagiert, «sie sagen, dass damit das Kiewer Regime russisches Territorium angreifen und die Versorgung unserer Armee schwächen kann, sei im Einklang mit dem Völkerrecht. Nun, in diesem



«Fahrlässig»: Autor Kujat.

Fall würden Angriffe auf deutsche Fabriken, in denen diese Raketen hergestellt werden, völlig im Einklang mit dem Völkerrecht stehen.» Damit würde Russland «aktiv auf einen dritten Weltkrieg zu gedrängt». Man sollte Medwedew und seine derben Sprüche nicht überbewerten, aber es wäre fahrlässig, sie völlig zu ignorieren. Das zeigen die schweren russischen Luftangriffe nach der versuchten Sprengung der Kertsch-Brücke im letzten Herbst und dem Streubombenangriff auf die Bevölkerung von Belgorod am 30. Dezember, der nach letzten Angaben mindestens 25 Tote, darunter 5 Kinder, und über 100 Verletzte gefordert hat.

Was treibt also die Herren Gauck, Söder und Merz um, mit derart unpatriotischen Forderungen die Zukunft unseres Landes aufs Spiel zu setzen? Denn die Ukraine fordert Taurus-Marschflugkörper von Deutschland aus zwei Gründen. Zum einen wird erwartet, dass die Bundesregierung, anders als die USA, dem Druck von aussen und innen nachgibt, weil sie entweder die damit verbundenen Risiken für unser Land nicht überblickt oder bereit ist, diese hinzunehmen. Zum anderen versucht die ukrainische Regierung ihre militärische Handlungsfähigkeit durch Angriffe auf russisches Territorium zu demonstrieren. Denn die ukrainischen Landstreitkräfte haben nach der erfolglosen Offensive die Initiative verloren und sind nur noch punktuell zu einer offensiven Operationsführung in der Lage. Nach einem Drohnenangriff auf Moskau erklärte Präsident Wolodymyr Selenskyj:

«Allmählich kehrt der Krieg auf das Territorium Russlands zurück in seine symbolischen Zentren und Militärstützpunkte.»

Der Luft-Boden-Marschflugkörper Taurus hat eine Reichweite von 500 Kilometern, verfügt über eine grosse Zielgenauigkeit und ist nur sehr schwer zu bekämpfen. Dieser Marschflugkörper ist deshalb für die Ukraine das eigentliche Mittel der Wahl, denn damit wäre sie in der Lage, selbst stark befestigte strategische Ziele in Russland anzugreifen und die Eskalationsschraube ein grosses Stück weiter zu drehen. Aber Taurus kann den Kriegsverlauf ebenso wenig wie die bisherigen «Gamechanger» ändern. Anders als die USA würde die Bundesregierung damit jedoch eine rote Linie überschreiten. Die Lieferung von Taurus wäre kontraproduktiv zu den amerikanischen Überlegungen, den Frontverlauf einzufrieren und die militärische Lage der Ukraine in der Defensive zu stabilisieren. Zumal der Einsatz von Taurus auch im Vergleich zu den Himars- und ATACMS-Lieferungen der bisher grösste westliche Eskalationsschritt in diesem Krieg wäre, mit unmittelbaren Gefahren für das Land, das die Konfliktverschärfung ermöglicht.

Direkte Kriegsbeteiligung

Immerhin hat der Bundeskanzler Statur gezeigt und angeblich vorerst die Lieferung von Taurus ausgeschlossen. Er soll diese Entscheidung damit begründet haben, dass Deutschland in einer anderen Situation als Grossbritannien und Frankreich sei. Auf Nachfrage soll er geantwortet haben, dass beide Länder etwas können, was wir nicht dürfen. Damit bezieht sich der Bundeskanzler anscheinend darauf, dass für den Einsatz von Taurus präzise Geoinformationsdaten erforderlich sind. Die entsprechende Systemprogrammierung durch deutsche Spezialisten wäre eine aktive Beteiligung an der Einsatzplanung und -vorbereitung und könnte deshalb als direkte Kriegsbeteiligung gewertet werden.

Es bleibt deshalb zu hoffen, dass sich die Verunft durchsetzt und der Bundeskanzler weiter standfest bleibt. Andernfalls wäre zu prüfen, ob die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts im Zusammenhang mit dem Einsatz deutscher Soldaten in AWACS-Flugzeugen der Nato sinngemäss angewendet werden muss und die Lieferung von Taurus eine Entscheidung des Deutschen Bundestages erfordert, was wegen der möglichen schicksalhaften Konsequenzen für unser Land ohnehin angeraten wäre.

Harald Kujat ist General a. D. der deutschen Luftwaffe. Er war Generalinspekteur der Bundeswehr und Vorsitzender des Nato-Militärausschusses.



Die Bibel

Der Work-Life-Balance-Irrtum

Und sie werden Häuser bauen und darin wohnen und Weinberge pflanzen und deren Früchte essen. [...] Was ihre Hände erarbeitet haben, werden meine Auserwählten geniessen (Jesaja 65, 21f.). – Diese Sätze des Propheten Jesaja beschreiben den paradiesischen Zustand auf der neuen Erde unter dem neuen Himmel. In jenem Zustand wird trotz Jubel und Frohlocken (V.18) auch gearbeitet. Die moderne Work-Life-Balance-Idee suggeriert, Arbeit und Leben seien Gegensätze. Doch gab es Zeiten, wo hienieden die allermeisten Leute achtzig Stunden wöchentlich arbeiteten und dennoch lebten. Das Gegenteil von arbeiten ist nicht leben, sondern verbrauchen und geniessen. Wer jedoch nur verbraucht und geniess, wird unzufrieden, deshalb arbeiten die meisten Leute gerne.

In der Bibel ist die Arbeit kein Übel. Es war Karl Marx, der verlangte, dass «die kommunistische Revolution die Arbeit beseitige». Ein Leben ohne Arbeit ist durchaus denkbar, allerdings nur für eine Minderheit, welche die andern für sich arbeiten lässt. In der griechischen Polis schufteten die Sklaven für die Bürger, damit sich diese den höheren Angelegenheiten widmen konnten. Ebenso schufteten in den kommunistischen Ländern die Proletarier für die Parteibonzen, damit diese sich an gemütlichen Sitzungen räkelten konnten.

Marx würde sich wundern, wie kurz die Arbeitszeiten im Kapitalismus geworden sind. Und weil er erwartete, dass die gewonnene Zeit automatisch für «Höheres» frei wird, würde er sich noch mehr wundern, dass sich die Menschen stattdessen in den schnöden Konsum stürzen. Ein längerer Ruhestand, mehr Freizeit, höhere Renten und Löhne steigern die Nachfrage nach Kreuzfahrten und fördern den Co2-Ausstoss. Der Weg in diese Sackgasse begann mit dem Irrtum, die Arbeit gehöre nicht zum Leben. Die Bibellektüre verhilft zur Klarsicht.

Peter Ruch

Motz und Trotz

Jenna Ortega spielt die düstere, unangepasste Titelfigur der Kult-Serie «Wednesday». Die junge Kalifornierin wird zum Vorbild einer Generation.

Sarah Pines

Frankenstein, Dracula oder Gothic-Romane wie «The Castle of Otranto» von Horace Walpole und Emily Brontës «Wuthering Heights» sind seit je so etwas wie die dunkle, heimsuchende Seite der hellen, sämtliche Gefühlszustände in überbordende Natur projizierenden Romantik. Zu den Kulthorrorfiguren des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts kommt später die Addams Family hinzu. Von 1938 bis zu seinem Tod im Jahr 1988 entwarf der Cartoonist Charles Addams für die Zeitschrift *The New Yorker* kleinformatige Comics einer makabren, reichen Familie, ab den 1960er Jahren offiziell «Addams Family» genannt, die bis heute die berühmteste *creep*-Familie der Welt ist und immer wieder neu auf Bühne und Leinwand gebracht wurde, als Serie, Musical oder Film. Der bekannteste Film ist Barry Sonnenfelds «The Addams Family» (1991) mit Anjelica Houston als Mutter Morticia und Christina Ricci als Tochter Wednesday.

Piranhas im Swimmingpool

«The Addams Family» sowie die gleichnamige TV-Serie aus den Jahren 1964 bis 1966 wurden zur ästhetischen Vorlage der zeitweise von Tim Burton Regie-geführten Serie «Wednesday» (2022), bis heute neben «Stranger Things» und «The Jeffrey Dahmer Story» die meistgestreamte Netflix-Sendung weltweit. Im Zentrum steht Wednesday Addams, in Charles Addams' Comics und «The Addams Family» noch ein düsteres, emotionsloses, ungesprächiges Mädchen mit straffen Zöpfen, das Puppen guillotiniert und eine Rieseneidechse zum Haustier hat.

In «Wednesday» ist Wednesday ist kein Kind mehr, sondern sechzehn Jahre alt. Sie wurde von ihrer Schule suspendiert, weil sie den Mobbern ihres jüngeren Bruders Pugsley Piranhas in den Schul-Swimmingpool geworfen hat. Fortan besucht sie die Nevermore Academy, ein Internat für schwererziehbare Aussen-

seiter-Teenager mit übernatürlichen Kräften: Werwölfe, Nixen, Vampire, Sirenen, Gorgonen.

Wednesday selbst kann hellsehen. Ansonsten ist sie motzig und hat einen Schmolmund. Sie ist hochintelligent, asozial und labert und redet immer klüger und schlagfertiger als alle anderen («Ich sehe die Welt als einen Ort, der ertragen werden muss, und meine persönliche Philosophie lautet: töten oder getötet werden»). Sie kann fechten, rudern und perfekt Cello spielen, am liebsten «Paint It Black» von den Rolling Stones. Sie spricht viele Fremdsprachen, ist mutig und

Wednesday kann hellsehen, ist hochintelligent, schlagfertiger als alle anderen und asozial.

hart, schreibt nebenbei einen Roman, geniert sich für ihre nach Jahrzehnten immer noch ineinander verliebten Eltern, und was Erwachsene denken, juckt sie nicht. Wednesday ist düster, *a goth* eben, nie schrill, nie kichernd, nie *flirty*, nie rosa («Ich weiss, dass ich stur, zielstrebig und besessen bin. Aber das sind alles Charakterzüge grosser Schriftsteller ... und Serienmörder»). Verliebte Jungen interessieren sie nicht («Bricht er dir das Herz, wird seins durchlöchert»), Social Media auch nicht. «Soziale Medien sind für mich ein seelensaugender Hohlraum der bedeutungslosen Bestätigung», sagt Wednesday.

Seit anderthalb Jahren ist Wednesday, gespielt von der in Südkalifornien aufgewachsenen ehemaligen Disney-Kinderserien-Darstellerin Jenna Ortega, in den USA Kult. Junge und nicht mehr ganz junge Mädchen wollen sein wie Wednesday, so aussehen, so reden, dieselben Klamotten tragen. Videos und Memes zeigen ihre seltsame Art, zu Lady Gagas Song «Bloody Mary» zu tanzen; Buchläden verkaufen Wednesday-Schals und schwarze Notizbücher; Halloween-Shops vertreiben ihre Kleider.

Plötzlich lesen alle wieder oder eher zum ersten Mal Edgar Allan Poe, auf dessen Gedicht «The Raven» Nevermore Academy anspielt. Mit der Tochter durch Barnes & Noble zu stolchen, bedeutet, sie von den Wednesday-Addams-Wühlischen wegzubugsieren, nein, diese Tasche gibt es jetzt *nicht!* «Warum denn überhaupt Wednesday», frage ich sie, warum so sein wollen wie jemand, der Sachen sagt wie «Ich glaube weder an den Himmel noch an die Hölle, aber ich glaube an Rache. Normalerweise serviere ich sie warm mit einer Portion Schmerz?»

Jeder kann Taylor Swift sein

Die Antwort, ein kleiner bissiger Monolog, kommt wie aus der Pistole geschossen: «Weil Wednesday eben so gar nicht ist wie Taylor Swift. Jeder kann Taylor Swift nachmachen, den roten Lippenstift und die Glitzerhosen. Jeder kann Taylor Swift *sein*, aber niemand kann so unerschrocken schauen, so geradeaus schauen wie Wednesday Addams. Weil sie kaum Gefühle hat. Sie blinzelt nicht, sie blinzelt nie! Taylor Swift ist wiederholbar, Wednesday kann niemand wiederholen.» Zack, bumm.

Und nun? Was bedeutet es, wenn Motz und Trotz lebenswerter sind als Glitzern, Grinsen und «I love you»? Jenna Ortega erzählte der *New York Times* einfältig, sie sei mit strikt idiosynkratischer Vision an die Rolle herangegangen, habe die semiautistische Seite des alten Wednesday-Charakters aus Film und Serie mit schicker Topmodel-Attitüde ersetzt: immer gerade sitzen, Wangenknochen ins rechte Licht rücken, enthobener Gesichtsausdruck. Doch Wednesday-Fans sind klüger als das. Seltsame Körper, Geschichten und Freundschaften – Wednesday ist, wie Frankenstein, wie die Werwölfe oder Vampire der Gothic-Tradition, mehr als nur eine soziale Normen hinterfragende Aussen-seiterin. Sie ist eine Aussenseiterin in einer klaustrophobischen Welt aus Cyber-Mobbing und permanent vorgegaukelter Zuneigung, in der niemand je mehr richtig allein ist und deswegen umso einsamer. Nicht andere schliessen Wednesday aus, sie geht von vornherein, ist gar nicht erst dabei, ganz ohne Gruppenzwang.





«Töten oder getötet werden»: Jenna Ortega alias Wednesday Addams.

Europas verdeckte Schuldenkrise

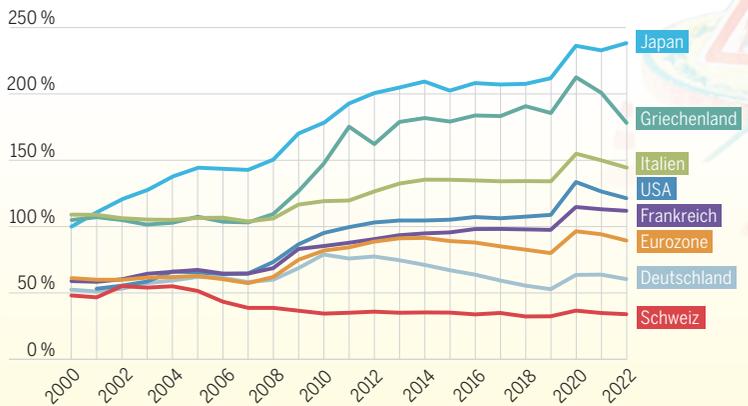
Zinserhöhungen bringen hochverschuldete Staaten in Finanznot.

In der Euro-Zone versuchen Frankreich und Italien ihre Risiken auf Deutschland abzuwälzen. Und auf die Sparer.

Beat Gygi

Zwei Jahrzehnte Schuldenmacherei

Staatsschulden in Prozent des Bruttoinlandprodukts (BIP) ausgewählter Länder, 2000–2022



QUELLEN: BFS, STATISTA, EZB

Beschädigung der Kaufkraft

Inflationsraten nach Währungsräumen, Jahresraten in Prozent



QUELLEN: TRADINGECONOMICS, SWISS LIFE

Investoren werden nervös.

Unerbittlich rattert es. Der Schuldenzähler des US-Zentralstaats zeigt über 34 Billionen Dollar an, Berechnungen deuten für 2028 auf 45 Billionen hin. Das ist der Mount Everest der Schuldenberge dieser Welt, höher als die Gebirge von Japan und China mit heute je gut 13 Billionen Dollar. Daneben wirken die 3-Billionen-Berge von Indien, Deutschland, Grossbritannien, Frankreich und Italien auf den ersten Blick weniger spektakulär, aber vielleicht ist der Begriff Berg wenig treffend.

Was tun in der Finanzklemme?

«Die Schuldenwirtschaft der USA gleicht einem Kartenhaus – das Ende ist vorgezeichnet.» Mit diesem Titel legte Adriel Jost, Wirtschaftswissenschaftler vorher bei der Nationalbank und nun am Institut für Schweizer Wirtschaftspolitik an der Universität Luzern, kürzlich in der Bilanz dar, wie brüchig Amerikas Lage sei. Diese Schuldenwirtschaft beruhe auf einem weltweiten Vertrauen in den Dollar, das angesichts der konkreten Zahlen nicht gerechtfertigt sei.

An den Märkten sind Investoren nervös, das Institute of International Finance meldet einen weltweiten Verschuldungsrekord von gut 68 Prozent des Bruttoinlandprodukts (BIP). In den USA ist diese Schuldenquote – vor dreissig Jahren noch bei 60 Prozent – auf 129 Prozent geklettert und stellt damit den Peak von Anfang der 1950er, der

vom Zweiten Weltkrieg herrührte, in den Schatten. Wie weiter? Sich via Steuererhöhungen oder Produktivitätsgewinne aus dem Sumpf herauszuarbeiten, wird durch die Zinserhöhungen der Notenbanken jetzt erst recht erschwert, da explodierende Zinszahlungen einen wachsenden Teil des Budgets wegfressen.

Was können Staaten in der Finanzklemme sonst tun? Zahlungen an Gläubiger auszusetzen, würde Bankrotte, Krisen provozieren. Geordneter wären radikale Ausgabenkontrollen, aber in westlichen Gefälligkeitsdemokratien, in denen die Interessengruppen die Umverteilung zum Hauptsport machen, ist dies schwierig.

Bleibt als Ausweg die Inflation, welche die Gläubiger enteignet: Diese erhalten am Schluss nominal den investierten Betrag zurück, der

Die Euro-Zone hat genetisch eine Schuldenkrankheit, die in diesem Konstrukt unheilbar ist.

dann aber weniger wert ist. Die Inflation der jüngsten drei Jahre hat bereits viel Kaufkraft vernichtet und BIP-Zahlen aufgebläht. Deshalb sehen viele Staatsschuldenquoten der jüngeren Zeit plötzlich niedriger aus als noch 2020.

Jetzt denkt man: Zum Glück sieht es in der Euro-Zone nicht so bedrohlich aus. Wie die Grafik oben links zeigt, machen die Staatsschulden

im Euro-Gebiet zurzeit etwa 90 Prozent des BIP aus – weniger als in den USA oder im krasen Fall Japans. Aber der Eindruck täuscht, in zweierlei Hinsicht: Erstens drohen Euro-Länder wie Italien (142 Prozent des BIP) oder Frankreich (112 Prozent) in Europa zu Sprengsätzen zu werden wie 2010 Griechenland. Hans Kaufmann hat soeben auf www.weltwoche.ch dargelegt, wie bedrohlich die Schuldenlast in der Euro-Zone infolge von Zinserhöhungen wird und welche Risiken Frankreich und Italien darstellen.

Zweitens hat die Euro-Zone genetisch eine Schuldenkrankheit, die in diesem Konstrukt unheilbar ist. Zum Verständnis ein Blick zurück: In den 1980ern ärgerten sich Frankreichs Politiker immer wieder über die Stabilitätspolitik der Deutschen Bundesbank, weil diese im europäischen Währungssystem wiederholt Abwertungen des französischen Francs bewirkte. Frankreich forderte die Beseitigung des unangenehmen Währungswettbewerbs: Schaffung einer gemeinsamen europäischen Währung und damit die Abschaffung der D-Mark. Die deutsche Regierung gab 1988 nach, mit dem Maastricht-Vertrag wurde dann die Währungsunion aufgegleist, die Vergemeinschaftung begann.

Um die Deutschen zu ködern, wurde versprochen, man erstelle die Europäische Zentralbank (EZB) nach dem Bauplan der stabilen Deutschen Bundesbank. Heute wird die EZB von den lockeren Südländern beherrscht. 1992 kam der

sogenannte Stabilitätspakt mit den berühmten Maastricht-Schuldenregeln, wonach die Staatsschulden im Grunde nicht über 60 Prozent und das jährliche Defizit nicht über 3 Prozent des BIP liegen sollten. Die Regeln blieben leere Worte. Im Moment gibt Brüssel vor, man wolle die Schuldenregeln nun wirklich stärken. Es ist nur Schein, denn letztlich zielen die Modifikationen darauf ab, den Schuldenmacher-Ländern mehr Spielraum zu geben und Verantwortung abzunehmen.

Scheinriese Deutschland

Die Genetik der Euro-Krankheit besteht darin, dass die Währung auf betrügerischen Versprechen aufbaut und 1998/1999 mit einem fatalen Mitgliederkreis an den Start ging: Italien und Griechenland traten mit horrenden Verschuldungen und teilweise gefälschten Zahlen in den Klub ein, der bald in einen heissen Investitions- und Kreditboom geriet, weil Deutschlands Präsenz sofort allen deutsche Bonität verlieh. Jeder konnte Schulden machen, ohne Rückwirkungen via Wechselkurse zu gewärtigen. Das war Stufe eins der organisierten Verantwortungslosigkeit.

Bis zum Knall mit Griechenlands Schuldenkrise 2010 Stufe zwei eintrat: Knacken des deutschen Geldtresors zur vertragswidrigen Ret-

tung samt Rettungsschirm. Die Botschaft: Verantwortungslosigkeit lohnt sich. 2012 kam Stufe drei: Eroberung der Notenpresse. Zum Bekämpfen von Schuldenproblemen wurde zusätzlich die Zentralbank eingespannt. EZB-Präsident Mario Draghi versprach damals, es werde alles unternommen, um den Euro zu retten («whatever it takes»).

Das Zusammenhalten der Euro-Zone war wichtiger als Geldwertstabilität, Geldverschmutzung war die Folge. Mit Staatsschuldenaufkauf finanzierte die EZB fast direkt die unsoliden Regierungen – auf Kosten der Bürger, Konsumenten und Sparer, die von der daraus entstandenen Inflation (siehe Grafik oben rechts) getroffen wurden und in den vergangenen drei Jahren vielleicht einen Fünftel an Kaufkraft verloren.

Jetzt läuft Stufe vier: gemeinsam Schulden machen. Zur Finanzierung der Corona-Hilfen und nun des 800-Milliarden-Programms Next Generation EU, das mit gewaltigen Subventionen die EU grüner und digitaler machen soll, sollen die Staaten gemeinsam Geld aufnehmen (das auch nicht mehr national anzurechnen ist) – letztlich deutsche Haftung für alle. Fast alles hängt nun an Deutschland.

Aber Deutschland ist nur ein Scheinriese, wie es Ökonomen etwa ausdrücken. Die ver-

steckte Verschuldung durch sozialpolitische Zusagen und anderes übertrifft 400 Prozent des BIP. Die EU hat mit ihrer CO₂-Regulierung die deutsche Autoindustrie sabotiert, die Politik der Dekarbonisierung und Energiewende

Das Zusammenhalten der Euro-Zone war wichtiger als Geldwertstabilität, Geldverschmutzung war die Folge.

kostet gewaltig und bringt wirtschaftlich kaum etwas, die wuchernde Bürokratisierung frisst die Produktivität auf. Deutschlands Potenzialwachstum hat sich von 1,3 auf 0,5 Prozent pro Jahr verringert, Lahmheit als Zukunft.

Und explosiv: Der Exportweltmeister hat seine Produkte lange ins Ausland verschleudert und das Geld dafür noch nicht einmal erhalten: Etwa 1000 Milliarden Euro liegen im EZB-System im Ausland (Target-Salden), die Deutschland zugute hätte. Italien dagegen hat 500 Milliarden zu viel bei sich. Aus dieser Sicht muss man sagen: Die Finanzkrise ist da, die Wahrscheinlichkeit ist jedoch sehr hoch, dass die Geldpolitik weiterhin eingesetzt wird, um durch tiefe Zinsen und Geldschwemme Bankrotte zu verhindern – dies mit Inflationsfolgen auf Kosten der Bürger und Sparer.

«Die grösste Challenge bei Investments: einfach die **Finger still halten.**»

UBS Wealth Management.
Für eine neue Generation.

Exklusiv unter:
ubs.com/new-gen oder **058 240 00 20**



Karl May der Ausserirdischen

Erich von Däniken ist der Weltstar der Prä-Astronautik. Jetzt folgt sein neuester Streich. Das Timing könnte besser nicht sein.

Claude Cueni

Er hat mehr Bücher verkauft als alle lebenden Schweizer Autorinnen und Autoren zusammen. Über 67 Millionen Exemplare in 32 Sprachen. Für die einen ist Erich von Däniken (EvD) der «Prophet der Vergangenheit», für andere der Karl May der Ausserirdischen. Er selbst, der am 14. April seinen 89. Geburtstag feiern wird, bezeichnet sich als «Autor narrativer Sachbücher». Er sieht sich nicht als Wissenschaftler, sondern als Vertreter der Prä-Astronautik, einer Disziplin, die Altertumswissenschaften mit Astronautik verbindet und nach Spuren ausserirdischer Intelligenz sucht (auch Seti genannt).

Was schreibt einer, der bereits 46 Bücher zum Thema publiziert hat? Sein 47. Werk erscheint unter dem Titel «Und sie waren doch da!», ein «Best of Erich von Däniken», eine Zusammenfassung seines Lebenswerkes, das Bücher, Reisen, TV-Dokus und -Serien umfasst. Auf 240 Seiten präsentiert er «die ultimativen Belege für den Besuch von Ausserirdischen», die er seit seinem Erstlingswerk «Erinnerungen an die Zukunft» (1968) zusammengetragen hat.

Bibel wird zu Science-Fiction

Man fragt sich unwillkürlich: Wozu noch weitere Beweise? Hält er seine bisherigen für nicht stichhaltig genug? In der Tat sind in den letzten 56 Jahren viele seiner eigenwilligen Interpretationen von Archäologen, Historikern und Reenact-

Er hat mehr Bücher verkauft als alle lebenden Schweizer Autorinnen und Autoren zusammen.

ment-Gruppen widerlegt worden. Doch nicht alles spricht gegen EvD, denn Wissenschaft bedeutet, dass man vermeintliches Wissen stän-



Heiliger Bimbam, das muss man können: Pionier von Däniken.

dig hinterfragt und neusten Erkenntnissen anpasst. Dank neuen Technologien, die oft Nebenprodukte der Rüstungsindustrie sind, werden beinahe im Wochentakt neue archäologische Fundstätten aufgespürt, datiert und ausgewertet. Sie schreiben die Geschichte teilweise neu. Auch das Schmelzen der Gletscher legt mittlerweile so viele über tausend Jahre alte Fundstücke frei, dass Glazialarchäologen mit dem Einsammeln kaum nachkommen.

Als 1968 von Dänikens erstes Buch erschien, hielten ihn viele für einen liebenswerten Spinner, doch die Art und Weise, wie er historische Fakten deutete, faszinierte viele und machte seine Bücher und Filme zu Bestsellern. Der historische Teil war stets interessant, weil mit Quellen belegt. Die Kernthese blieb über all die Jahre gleich: Ausserirdische haben vor langer Zeit die Erde besucht und werden eines Tages wiederkommen. In zahlreichen Kulturen sind solche Geschichten überliefert, und wenn man «Engel» und «geflügelte Götterboten» durch «ausserirdische Briefträger» ersetzt, liest sich sogar die Bibel wie spannende Science-Fiction.

Von Aliens zurückgelassen

Etliche Autoren haben sich in den letzten 200 Jahren mit dem Thema beschäftigt, aber die meisten dümpelten zwischen Mystik und Esoterik. EvD hätte in den 1970er Jahren locker eine lukrative New-Age-Religion gründen können. Damals erfand der französische Sportjournalist Claude Vorilhon eine Ufo-Religion und reiste als Raël, Sohn der ausserirdischen Zivilisation Elohim, Uriella-mässig durch Europa, um Spenden für den Bau eines Ufo-Flughafens zu sammeln. Später nannte er sich «Bruder von Jesus».

Im Unterschied zu all diesen religiös angereicherten Ufo-Sekten beschränkte sich EvD auf historisches Material, das er im Stil eines Science-Fiction-Autors spannend verpackte. Er gründete die internationale Forschungsgesellschaft für Archäologie, Astronautik und Seti (A. A. S.), tourte als nimmermüder Tausendsassa durch die Welt, besuchte archäologische Fundstellen, hielt zigtausend Vorträge, moderierte zahlreiche TV-Dokus und -Serien, betrieb erfolgreiches Marketing

in eigener Sache und begeisterte mit seiner Leidenschaft Millionen von Lesern, Zuhörern und Zuschauern. Sie nehmen ihm nicht übel, dass er längst widerlegte Thesen weiterverbreitet und sich der Vielinterviewte oft widerspricht. Kürzlich klagte er, er möchte endlich einen Gegenstand finden, den Ausserirdische zurückgelassen haben, gleichzeitig polterte er in einem Vortrag, dass es nur so wimmelt von Dingen, die Aliens zurückgelassen haben, «die Bundeslade!».

Mit bald 89 Jahren ist es Zeit, über einen Nachfolger nachzudenken. In der Person seines langjährigen Sekretärs Ramon Zürcher, 40, hat er ihn gefunden. Dieser betreibt die Plattform

Auch dafür lieben ihn seine Fans: David gegen Goliath, Autodidakt gegen Wissenschaft.

«Sagenhafte Zeiten» und kooperiert mit dem Online-Magazin *Hangar 18b*, das seinen Namen mit der Zeile «Ufos, Mysterien, Paranormales» unterlegt. Ein Fall von Rebranding? Seit einiger Zeit erscheinen von Dänikens Bücher im Kopp-Verlag unter der Rubrik «Verbotene Archäologie» in der Kategorie «Mystery». Das wird ihn kaum kümmern, denn er ist längst zur Marke geworden.

Stephen Hawkings Warnung

Das Timing für von Dänikens 47. Buch könnte besser nicht sein. Letzten Sommer behauptete David Grusch, ein ehemaliger US-Geheimdienstmitarbeiter der Air Force, vor dem Kongress des Repräsentantenhauses: «Es gibt tote Ufo-Piloten.» Zusammen mit David Fravor, einem Ex-Kommandanten der US-Navy, und Ryan Graves, einem ehemaligen Navy-Piloten, beteuerte er unter Eid, dass die US-Regierung und das Pentagon ausserirdische Raumschiffe geborgen hätten und daran forschten. Grusch sagte, er habe diese Informationen von mehr als vierzig Insidern erhalten. Er deutete an, er habe auch Akten gesehen. Kürzlich bestätigte auch Tim Gallaudet, Navy-Konteradmiral a. D. und ehemaliger Direktor der US-Ozean- und Atmosphärenbehörde NOAA, dem TV-Sender News Nation: «Wir werden von nichtmenschlicher Intelligenz besucht, mit Technologien, die wir ebenso wenig verstehen wie deren Absichten.»

Im Gegensatz zu Europa ist das Thema «nichtmenschliche Intelligenz» in den USA omnipräsent. Selbst die *New York Times* interviewte Piloten der Marines, die behaupten, zwischen 2014 und 2015 fast täglich über der Ostküste der USA unbekannte Flugobjekte gesichtet zu haben. Und auch im Repräsentantenhaus wird heftig darüber debattiert, ob die Regierung ihre Ufo-Akten veröffentlichen soll, und wenn ja, in welchem Umfang. Der Wider-

stand lässt darauf schliessen, dass hier die Mutter aller Scoops gehütet wird.

Die einen glauben, dass insbesondere religiöse Menschen beim Lüften der Ufo-Akten in Panik geraten würden, andere glauben, dass der Rüstungskonzern Lockheed Martin sichergestellte Ufos nachbaut und dies aus naheliegenden Gründen geheim halten muss. Generell deuten die zunehmenden Meldungen darauf hin, dass man den Menschen schonend beibringen will, dass es da draussen noch etwas anderes gibt und dass diese Weltraumtouristen uns Tausende von Jahren voraus sind. Mittlerweile glauben gemäss einer Online-Umfrage des Magazins *Focus* bereits über 85 Prozent, dass wir von Ausserirdischen besucht werden. Für sie sind von Dänikens Theorien wahrscheinlich nicht mehr so interessant, Hollywoods Blockbuster haben sie längst überzeugt.

Nichtmenschliche Intelligenzen, die bei uns auf Safari sind, wären uns Jahrtausende voraus. Nicht nur Stephen Hawking hatte davor gewarnt, zu früh mit ihnen in Kontakt zu treten. Die einen fürchten, dass sie uns so behandeln werden, wie wir als Konquistadoren technologisch unterlegene Kulturen zerstört haben. Andere glauben an (oder hoffen auf) die in den meisten Kulturen thematisierte Rückkehr der göttlichen Lehrmeister, die uns von allem Übel erlösen.

Ist nun mit dem 47. Buch alles gesagt? Für einen Workaholic gibt es kein «letztes Buch». Wer ein Leben lang geschrieben hat, kann auch im fortgeschrittenen Alter die Tinte nicht halten. Gemäss seinem Sekretär Ramon Zürcher plant Erich von Däniken noch eine Publikation mit dem Arbeitstitel «Notizen», ein autobiografisches Buch über Begegnungen mit Menschen und über das, was ihn das Leben gelehrt hat. Ein weiteres Buch mit «ultimativen Beweisen» macht keinen Sinn mehr, die nächsten Kapitel werden US-Medien schreiben. Hatte EvD trotz aller Irrtümer und Schlaumeiereien mit seiner Kernthese doch recht?

«Akademisches Blabla»

Dass ihn die Wissenschaft belächelt, scheint ihn immer noch zu kränken. Im letzten Kapitel seines neuen Buches zieht er über «die da oben» vom Leder, nennt einige ihrer Gegenargumente «akademisches Blabla», hält sie für «Unsinn», sie «stinken zum Himmel», «heiliger Bimbam!». Er spart nicht mit Ausrufezeichen. Und «basta!».

Auch dafür lieben ihn seine Fans: David gegen Goliath, Autodidakt gegen Wissenschaft. Wer hätte gedacht, dass ein Schweizer Hotelier zum Weltstar der Prä-Astronautik wird?

Heiliger Bimbam, das muss man können.

EvD kann es.

Claude Cueni ist Schriftsteller in Basel. Zuletzt von ihm erschienen: «Dirty Talking» (Edition Königstuhl).

NACHRUF

Mario Zagallo (1931–2023)

Die Sterne erlöschen. Zuerst Maradona, vor einem Jahr Pelé, zuletzt Beckenbauer und nur 48 Stunden vor ihm Mario Zagallo, der fünffache brasilianische Weltmeister als linker Flügelstürmer (1958 und 1962), Nationaltrainer (1970 und 1994) und Mastermind im Hintergrund (2002). Eine genialische Figur.

Zagallo wagte den kühnen Schachzug, im WM-Final 1970 gegen die mauernden Italiener fünf Nummern 10 einzusetzen (nebst dem fabelhaften Pelé auch Gerson, Rivelino, Jairzinho und Tostao). Mit der Überlegung, dass in der dünnen Höhenluft von Mexico City mit Balltechnik und überraschenden Einfällen mehr zu erreichen war als mit Nahkämpfen und Herumrennen. So gewann Brasiliens atemberaubende, weltweit bewunderte Mannschaft überlegen den Titel.

Zagallo hatte als blutjunger Bewachungssoldat 1950 im Maracana-Stadion von Rio auch die grösste Schmach des Landes miterlebt, das Trauma der Finalniederlage gegen Uruguay. Ins Traineramt wurde er von der damaligen Militärjunta nur drei Monate vor Beginn der WM 1970 berufen. Es war erst Zagallos zweiter Job als Coach überhaupt, und mit 38 Jahren wurde er der jüngste Weltmeistertrainer. Danach hat er alle Offerten aus Europa ausgeschlagen. Hingegen einen Trend vorausgeahnt: Der «Professor», wie er genannt wurde, trainierte in den siebziger Jahren schon in Saudi-Arabien und brachte 1990 die Vereinigten Arabischen Emirate erstmals zur WM-Endrunde.

Mario Jorge Lobo Zagallo verpasste dem *jogo bonito*, dem schönen Spiel, die mörderische Raffinesse und blieb stets etwas im Schatten des Nationalhelden Pelé. Er starb in Rio de Janeiro an multiplem Organversagen. *Peter Hartmann*



Genialische Figur: Mario Zagallo.

Verwandle dich in ein Ungeheuer

Die unmögliche Balance zwischen Teddybär und Godzilla – wilde Erwartungen an die Männer.



Neulich stiess ich auf ein Video des Psychologen Jordan Peterson, in dem er – seinem mehrheitlich männlichen Publikum – den Tipp gibt, sich «ein bisschen in ein Monster zu verwandeln». Keine Angst, es geht nicht um Vollmondrituale; Peterson sagt: «Sei nicht harmlos.» Er argumentiert, dass Harmlosigkeit nicht automatisch mit moralischer Tugend gleichzusetzen ist. «Wenn du harmlos bist, bist du nicht einfach moralisch gut, sondern harmlos. Dann kannst du auch nicht gut sein, denn es braucht Stärke, um gut zu sein.» Mann solle gefährlich sein.

Auf den Einwand des Moderators, dass «gefährlich» doch impliziere, bereit zu sein, Leute zu bedrohen oder zu verletzen, antwortet Peterson: «Nein, du solltest dazu fähig sein, aber das heisst nicht, dass du es benutzen sollst.» Martial-Arts-Lehrer wüssten das. Der Kampfsport lehre die Kunst, gefährlich zu sein, aber gleichzeitig, sie zu kontrollieren. «Die Kombination von Fähigkeit zur Aggression und Fähigkeit zur Kontrolle; das ist die Tugend.» Heute ermutige man viele junge Männer, schwach und harmlos zu sein, das sei problematisch, weil man so den Tragödien des Lebens nicht standhalten und keine Verantwortung tragen könne – und so erst bitter und gefährlich werde.

Das ist eine interessante Perspektive. Ich finde «Monster» und «gefährlich» eine schlechte Wortwahl; Peterson weiss, was er damit meint, aber die Begriffe implizieren etwas Falsches und können leicht missverstanden werden. Ansonsten: *on point*.

Eine harmlose Persönlichkeit zu besitzen, bedeutet, nett und zahnlos zu sein, aber nicht aus

eigener Entscheidung, sondern weil man keine andere Wahl hat. Das kommt einem im Leben nicht unbedingt zugute. Es sind uns nun mal nicht alle Mitmenschen wohlgesinnt, auch der netteste Zeitgenosse achtet auf seine eigenen

Wenn wir harmlos sind, fehlt uns der Biss oder die Argumente oder beides.

Vorteile. Und manchmal begegnen wir Situationen, in denen wir uns so gut wie möglich selbst schützen müssen. Entdeckt das Gegenüber unsere Zahnlosigkeit, kann das leicht ausgegützt werden; man wird übergangen, gemobbt und ist nicht in der Lage, sich zu wehren, das gilt im Arbeitsumfeld wie im Privaten. Wir sind also darauf angewiesen, dass die Gegenüber stets anständige Menschen mit den besten Absichten sind – das macht uns aber abhängig vom Wohlwollen und vom Wesen anderer; das Schrecklichste überhaupt.

Das Streben danach, ein gewisses Mass an «Monstrosität» zu entwickeln, heisst ja auch, sich selbst nicht zu vernachlässigen oder ständig den Erwartungen anderer zu entsprechen. Es geht in Petersons Perspektive weniger darum, tatsächlich monströs, brutal oder gemein zu sein oder dass wir uns in Godzilla verwandeln und die Nachbarschaft terrorisieren oder in jedem Streit die Klauen ausfahren. Sondern vielmehr darum, bestimmte Eigenschaften oder Fähigkeiten zu kultivieren, die oft als negativ angesehen werden, aber in bestimmten Situationen sehr nützlich sein können. In Auseinandersetzungen oder

Diskussionen beispielsweise kommt dieser innere Monster-Touch gelegen, um nein zu sagen und für sich selbst einzustehen. Wenn wir harmlos sind, fehlt uns der Biss oder die Argumente oder beides.

Auf jeden Fall halte ich es für eine wertvolle Eigenschaft, diese Monsterenergie in sich zu haben, aber zu wissen, sie zu bändigen. Sich einen gewissen Rest von Dominanz, von schlummernder Aggression beizubehalten und sie nur bei Bedarf herauszuholen – wie ein Superschurke mit guten Absichten –, wenn es eine Situation verlangt, um in der Lage zu sein, in zwischenmenschlichen Interaktionen bestehen zu können.

Das Ganze hat auch seine Tücken, besonders für die Herrenwelt. Auf der einen Seite leben wir in einer Gesellschaft, die Männern sagt, sie sollen nett und sanft sein, in der männliche Aggressivität als toxisch gilt und so gut wie möglich unterdrückt werden sollte. Auf der anderen Seite soll er dann aber die Furie rauskramen, in Situationen, in denen sie nützlich ist – da können schon Identitätskrisen auftreten: Bin ich nun flauschiger Teddy oder brüllendes Ungeheuer?

Vielleicht steckt die Weisheit ja irgendwo in der Mitte. Eine gesunde Balance finden zwischen Freundlichkeit, Durchsetzungsvermögen und innerer Monstrosität, um sich selbstbewusst behaupten zu können und ein ausgewogenes Selbstbild zu entwickeln, ohne die eigene Integrität zu verlieren.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

DEUTSCHLAND

Romantik



Keine Epoche, sondern eine Geisteshaltung: Johann Ludwig Bleulers «Loreley-Fels», um 1840.

Brutaler kann der Mord an der Romantik nicht in Szene gesetzt werden.

Seite 32

An Novalis lässt sich die Aktualität der Romantik mühelos erklären.

Seite 36

Sie nehmen mit der Blumen-Revolution den «Summer of Love» in San Francisco vorweg.

Seite 37

Deutsche Romantik des Widerstands

Die Ahnen der traktorfahrenden Bauernrebellens heissen Novalis, Heine und Kleist. Ein Versuch über den deutschen Genius und seinen Drang, die Welt zu verzaubern.

Matthias Matussek

Die Romantik ist ein deutsches Gefühl. In Peter Watsons Buch «Der deutsche Genius» kommt sie als goldenes Zeitalter der Deutschen ins Spiel.

Sie hat tatsächlich eine Weltkarriere hinter sich, ob in Schuberts Liedern oder in Grimms Märchen oder Heinrich Heines «Loreley». Die Romantiker wollten die Schätze aus dem Urgrund des Volkes heben und retten. Der frühgestorbene Dichter Novalis (1772–1801) definierte sie: «Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisiere ich es.»

Autobahnausbau im Zauberwald

Schon in diesen Zeilen wird deutlich, dass sich das Romantische nicht auf eine Epoche – auf die um 1800 – bezieht, sondern eine Geisteshaltung darstellt. Rüdiger Safranski: «Sie gehört zu den seit zweihundert Jahren nicht

Ein letzter Protest gegen das heraufdämmernde Zeitalter der Merkantilisierung.

abreissenden Suchbewegungen, die der entzauberten Welt der Säkularisierungen etwas entgegensetzen wollen.»

Doch damit wird in diesen Tagen aufgeräumt.

Sogenannte Harvester, riesige Maschinen, fressen sich derzeit durch den grössten zusammenhängenden Mischwald Deutschlands, den Märchenwald der Brüder Grimm, und entwurzeln und zerhacken und zermalmen Bäume. Sie schaffen Trassen, breit wie Autobahnen, rund um die romantische Sababurg im hessischen Reinhardswald, um dort in Bälde 241 Meter hohe Windradkolosse aufzustellen.

Ich kenne die Sababurg. Es war ein Paradies der Stille. Rund um die Mauern ein dorniger Kranz von Rosensträuchern. Sie wird das Dornröschenschloss genannt. Von ihrem Turm aus soll



Aufbruch ins Unbekannte: Caspar David Friedrichs «Kreidefelsen auf Rügen», 1818.

Rapunzel ihr Haar heruntergelassen haben. Sie ist der Inbegriff der deutschen Romantik.

Die Sababurg ist weltberühmt. Ich traf dort japanische Mädchen, die davon träumten, in dem mit rotem Samt ausgeschlagenen Hochzeitszimmer zu heiraten. Hier im Reinhardswald liegt das romantische Herz der Deutschen. Vor dem Krachen und Kreischen der Maschinenmonster fliehen scheue Tiere wie der Luchs aus dem Unterholz.

Brutaler kann der Mord an der Romantik und an all dem, wofür sie einst stand, nicht in

Szene gesetzt werden, denn die Romantik war nichts anderes als ein letzter Protest gegen das heraufdämmernde Zeitalter der Maschinen und der Nützlichkeit und der Merkantilisierung aller Lebensverhältnisse.

Die Romantik war Widerstand, und es ist bezeichnend, dass es ausgerechnet die grüne Partei ist, die diesen niederbügelt für einen aberwitzigen ideologischen Masterplan, dem alles geopfert werden muss. Die Grünen waren eine Partei, die sich dem Schutz der Natur verschrieben hatte. Und die dann, nach Auflösung

der marxistischen Gruppen und der Banden von anarchistischen Strassentretern und Terroristen Anfang der 1970er Jahre, zielstrebig von kommunistischen Kadern wie Jürgen Trittin oder Joschka Fischer gekapert wurde.

Kader von stalinistischer Entschlossenheit.

Kader, die den immens gebildeten romantischen Gründerfiguren wie Herder, Schlegel, Schelling, Hölderlin, Eichendorff nie das Wasser reichen konnten oder überhaupt wollten.

Jüngst protestierten Tausende gegen die drei Kilometer Autobahnausbau im Zauberwald und gegen die stählernen Monster mit ihren Riesenrotoren, die sich noch in Kilometern Ferne in den Blick schieben werden.

Ja, diese Protestierer waren die wahren Romantiker, die um ihren deutschen Zauberwald kämpften und die sogenannten Grünen an ihren Gründungsmythos erinnerten.

Die Romantik hat tatsächlich darin gesiegt, ein deutsches Volk zu einen.

Romantiker, die sich einst gegen die feudale Herrschaft wehrten. Sie besetzten Eichen und Buchen, klebten sich an Bäumen fest. Hundertschaften an Polizisten mussten den Wald zwei Monate lang räumen. Es gab Verletzte auf beiden Seiten. 31 Millionen Euro kostete die Räumung der Baumretter.

«Eine deutsche Affäre»

Wie gross muss der Hass auf das eigene Volk sein, dass man ihm derart abgebrüht das Herz herausreisst. Umso erstaunlicher, dass diese ausgiebig dokumentierte Verachtung für das eigene Land (Claudia Roth: «ein Stück Scheisse», Robert Habeck: «zum Kotzen») von einer politischen Elite geäussert wird, die darauf vereidigt wurde, das Wohl des «deutschen Volkes» zu mehren, in einem Parlament, auf dem die Inschrift prangt: «Dem deutschen Volke».

Nicht zuletzt darin besteht die Aktualität der Romantik: Sie hat tatsächlich darin gesiegt, ein deutsches Volk zu einen, das nach den Verheerungen des Dreissigjährigen Krieges zerrissen und in 500 Länder, Königreiche, Fürstentümer zersplittert war, in eine Kleinstaaterei, über die sich Georg Büchner in seiner romantischen Komödie «Leonce und Lena» so wunderbar belustigte.

Und wie erreichte sie ihr Ziel? Über die Sprache.

Daher ist es wohl – neben der Naturzerstörung – die Verkrüppelung der deutschen Sprache durch Gendereien mit Sonderzeichen oder durch das Hereinwinken von nur radebrechend Deutsch sprechenden Immigranten («Kanak-Sprak»), mit denen die Putschisten,



Prediger aus Riga:
Herder.



Dunkler Prinz des Pop:
Novalis.

die sich des Landes bemächtigt haben, das Projekt der deutschen Romantik rückabwickeln wollen. Ihr Ziel ist die erneute Zersplitterung.

Johann Gottfried Herder, ein Prediger aus Riga, war der Erste, der erkannte: «Ein Volk ist die natürliche Aufteilung der menschlichen Rasse, die mit ihrer eigenen Sprache ausgestattet ist, welche sie als ihren unverwechselbaren und heiligen Besitz erhalten muss.» Und die Romantiker erhielten ihn über Lieder, Gedichte, Märchen, die im Urgrund des Volkes schlummerten und darauf warteten, gehoben zu werden.

Mit Herders Aufbruch ins Unbekannte, als er am 17. Mai 1769 in Riga ein Schiff bestieg und ins Ungewisse lossegelte, beginnt Rüdiger Safranski besonders heute immens lesenswerte Untersuchung der «Romantik» (Fussnote). Er nennt sie im Untertitel zu Recht «eine deutsche Affäre».

Herder ist jung, sein Herz klopft, er will hinaus, raus aus den beengten Verhältnissen, raus aus einer vorgezeichneten bürgerlichen Karriere als protestantischer Pfarrer, viele Romantiker stammten aus dem pietistischen Milieu. Er will die Welt für sich entdecken. Er wird an der belgischen Küste von Bord gehen.

Er ist das erste Exemplar, wie Goethe später abfällig in «Dichtung und Wahrheit» schreiben wird, für jene «berühmte, berufene, verrufene Literaturepoche, in welcher eine Masse junger genialer Männer mit aller Mutigkeit und Anmassung» hervorgebrochen sei, um sich im Grenzenlosen zu verlieren. Später wird er zu Goethe nach Weimar ziehen.

Ja, Herder (1744–1803) ist der erste der Stürmer und Dränger einer Ich-berauschten Rebellengeneration, in die sich auch der junge Goethe trotz seiner späteren Distanzierung einreihen wird. Der vibrierte im gleichen Aufbruchgeist und erschrab sich mit seinem romantischen Ritterspiel «Götz von Berlichingen» und dem gefühlsüberschiessenden «Werther» Weltruhm.

Die Romantiker werden befeuert durch die Weltgeschichte. Wie ein Brandbeschleuniger wirkt die Französische Revolution, die die alte

Ständeordnung zerschlägt, und der Hymniker Hölderlin, der idealistische Schelling und der «Weltgeist»-Philosoph Hegel tanzen in ihrem Tübinger Prediger-Stift um den Maibaum. Sie feiern die Freiheit. Zunächst.

Die Lage damals? Gar nicht so verschieden von unserer heute. Die Aufklärung hatte den Himmel entvölkert und die Französische Revolution die Kirchen in Ställe verwandelt. Bald jedoch regte sich Widerstand gegen diese erste Globalisierung der Vernunftbesessenheit und diese imperialen Gesten. Und in diesem Moment sorgten die Romantiker für Wiederverzauberung und eigensinnige Strudel: Attacke!

Kämpfen, mit Blumen und Gedichten

Was für eine Truppe! Sie trugen ja tatsächlich noch Mantel und Degen, und sie ritten. Sie ritten durch die Nacht, sie ritten von Jena nach Weimar ins Theater, und später ritten sie in den Krieg gegen den Tyrannen Napoleon, um in den Befreiungskriegen für ein idealisiertes Deutschland zu kämpfen.

«Eine Schar junger Männer und Frauen», schrieb die Romanautorin und Historikerin Ricarda Huch in ihrer Darstellung der Bewegung, «stürmt erobernd über die breite träge Masse Deutschlands.»

Zunächst aber kämpfen sie mit Blumen und Gedichten. Clemens Brentano (1778–1842) und Achim von Arnim (1781–1831) veröffentlichten ihre Liedersammlung «Des Knaben Wunderhorn».

Da ist der Kopf der Bande, der schrofpe Friedrich Schlegel (1772–1829), der Republikaner, der die Zeitschrift *Athenäum* mit den romantischen Fragmenten herausgibt. Dann sein Bruder August Wilhelm (1767–1845), Mitherausgeber, diplomatischer und – so Ricarda Huch – «zierlich und beweglich, aber ohne Grösse».

Dann Friedrich Joseph Schelling (1775–1854), der Naturphilosoph, das lodernde Genie. Der Physiker Johann Wilhelm Ritter (1776–1810) verbrennt sich die Haut in galvanischen Selbstversuchen; er versucht, die Seele zu lokalisieren. Friedrich Hölderlin (1770–1843) weht herein



Kopf der Bande:
Friedrich Schlegel.



Loderndes Genie:
Schelling.



Kultfigur:
Goethe.



Bürgerliche Tugenden:
Schiller.

mit dem Bauplan für eine neue Mythologie, und Ludwig Tieck (1773–1853), der das Märchen vom gestiefelten Kater ersinnt, übersetzt und liest Shakespeare vor, eindringlich, bei Kerzenlicht. Ja, die Romantiker entdecken in Shakespeare einen der Ihren.

Der Theologe Friedrich Schleiermacher (1768–1834) in Berlin entwirft seine Religion des «Enthusiasmus», der tragische Aussen-seiter und preussische Offizier Heinrich von Kleist, dessen Dichtungen wie glühende Vulkanausbrüche sind und der sich erschossen wird, schmeisst sich für den malenden Nebelmystiker Caspar David Friedrich (1774–1840) in die Bresche, und der dunkle Prinz Novalis fordert Gedichte «voll schöner Worte – aber auch ohne allen Sinn». So schmeisst man Blüten ins Getriebe der Welt.

Die Romantiker sind die Goldene Horde der deutschen Literatur und der stürmischste Beitrag der Deutschen zur Weltkultur.

Frommer Mann, dieser Bach

In seiner durchaus bewundernden tausendseitigen Monografie über «The German Genius» – den deutschen Genius – schreibt der einstige Chefredaktor der *Sunday Times*, Peter Watson, Kulturhistoriker, Psychologe und Krimiautor, von einem «goldenen Zeitalter» der Deutschen zwischen Newton (gest. 1727) und Darwin (gest. 1882). Sein Buch ist Nachhilfe für die herrschenden Produkte der deutschen Bildungsmisere: «Für jene Deutschen, die während und nach dem Zweiten Weltkrieg geboren wurden, ist die Geschichte Deutschlands vor 1933 die eines verschollenen Landes, eines, das sie nie kennenlernten.»

Selbstverständlich und traurigerweise hat er recht. Wie war das mit der Grünen-Abgeordneten Emilia Fester, die nicht wusste, wer Bismarck ist?

Watson holt weit aus, um die «Germanness», das «Deutsche», zu erklären, das nach den Zerrüttungen des Dreissigjährigen Krieges im 17. Jahrhundert, dann im 18. und 19. Jahr-

hundert diese triumphale Weltkarriere hinlegte.

Er beginnt mit der Szene, in der Friedrich der Grosse (1712–1786) in Sanssouci beim Überfliegen der Gästeliste mit sichtbarer Erregung ausruft: «Meine Herren, der alte Bach ist hier!» Johann Sebastian Bach, geboren 1685, also knapp vierzig Jahre nach den Verheerungen auf deutschem Boden, wollte drei Jahre vor seinem Tod (1750) seinen am Hofe beschäftigten Sohn Carl Philipp Emanuel besuchen.

Der alte Bach ist der Einzige, der dort in Potsdam Deutsch spricht – hier ist der Verkehrston Französisch. Ja, Friedrich rühmte sich, noch nie ein deutsches Buch gelesen zu haben.

Frommer Mann, dieser Bach, was dem aufgeklärten König eher egal ist, denn seine berühmte Toleranz ist in Wahrheit Indifferenz. Friedrich verachtete Religiöse. Soll doch jeder nach seiner Fassung selig werden! Er stellte dem soeben eingetroffenen Komponisten, noch müde von seiner Reise, eine verzwickte Aufgabe. Er möge doch aus einem sehr komplexen musikalischen Thema, das er ihm vorspielte, eine dreiteilige Fuge komponieren.

Bach meisterte die Aufgabe zum Erstaunen des ganzen Hofes mit Bravour. Nun legte der Monarch, der Bachs Kontrapunkt für eine altmodische Kompositionstechnik hielt, möglicherweise leicht verärgert, die Latte höher. Der Tonmeister möge das Thema doch nun für sechs Stimmen arrangieren.

Diese Aufgabe brauchte Zeit. Zurück in Leipzig, arbeitete das Genie Bach, das nach Meinung Beethovens «Meer» heissen sollte, das königliche Thema aus, fügte eine Anzahl von Kanons sowie eine Triosonate bei und übersandte sie dem Herrscher als «Musikalisches Opfer».

Das war die Zeit. Das waren die Verhältnisse. Aus diesem protestantischen Milieu im kargen Preussen wuchs der deutsche Genius. Der Pietismus war entscheidend. Er hat schon den strengen Vater Friedrichs, Friedrich Wilhelm I., geprägt. Pietismus war die damalige Staatsräson. Er nahm das Individuum in die biblische Pflicht. Er wollte dessen geistliche Wiedergeburt. Er strebte die innere Vervollkommnung an, durch Disziplin und Lerneifer und Streben nach christlichen Tugenden wie Mässigung, Glaube, Tapferkeit, Weisheit. Bildung war das Motto.

Und wie sie gelernt haben.

Johann Joachim Winckelmann (1717–1768), Sohn eines Schusters, der in der Werkstatt seines Vaters aufwuchs, die gleichzeitig das einzige Zimmer des Hauses war, las Griechisch bis Mitternacht. Er schlief auf einer schmalen Bank, mit einem Holzklötz am Fuss, der bei der kleinsten Bewegung herunterfiel und

ihn weckte, damit er weiterlesen konnte. Beschäftigungen in Callcentern als Grundlage geistiger Vollendung wurden erst sehr viel später erfunden.

Winckelmanns grosse Entdeckung war der Historismus, das Werden der Geschichte, Aufstieg, Höhepunkt und Verfall der Völker anhand ihrer Kunstwerke. Er datierte die Blüte griechischer Klassik auf das frühe 5. Jahrhundert vor Christus, nach den Perserkriegen und vor dem makedonischen Einfall, und er pries deren «edle Einfalt und stille Grösse» mit der eben geborgenen und hymnisch beschriebenen «Laokoon»-Skulptur vor Augen – es war seine «Geschichte der Kunst des Altertums», die die

Die Romantiker sind der stürmischste Beitrag der Deutschen zur Weltkultur.

Fantasie des Publikums entzündete und nach Peter Watson die «dritte Renaissance» auslöste. Die deutsche.

Gespür für Genie

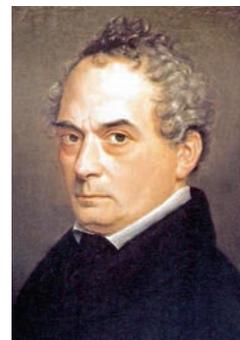
Schönheit war zum Bildungsideal erhoben worden. Sie legte das Fundament der Weimarer Klassik. Schlauchbootlippen und Brustvergrösserungen ihrer Göttinnen sind den griechischen Meistern in ihrem Streben nach Perfektion nicht in den Sinn gekommen. Friedrich Schillers (1759–1805) berühmte «Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen» waren eben genau das – keine politischen Weltentwürfe, sondern ästhetische Bildungsunternehmungen.

In dieser neuen Antike auf deutschem Boden wuchsen auch die romantischen Genies heran, ja Friedrich Hölderlin evozierte in seinen Hymnen und Elegien, in seinem «Hyperion»-Roman, in seiner rückblickenden Sehnsucht den antiken Götterhimmel, das griechische Arkadien.

Klassik und Romantik fielen zeitlich ineinander und sorgten gemeinsam für jene in der Weltgeschichte einmalige Explosion an Kunst und Geist um 1800. Hier leuchtete der



Hinreissend:
Heine.



Kommune null:
Brentano.

GESELLSCHAFT

Zu Hunderttausenden protestieren deutsche Landwirte auf Autobahnen und in Städten. Platzt auch ihren Schweizer Kollegen bald der Kragen?

Deutschlands Bauern tun Unappetitliches. Sie hindern den für die Landwirtschaft zuständigen Vizekanzler Robert Habeck am Verlassen der Fähre und wünschen ihn lieber zurück ins Pfefferland als an die Hebel seiner Regierungsmacht. Sie blockieren Häfen, Strassen, Städte und Brücken. Sie behindern den gesellschaftlichen Tagesablauf so unverschämt wie Klimakleber.

Warum zum Teufel tun sie dies? Ausgerechnet die Bauern, Inbegriff einer staatstragenden Klasse, Gewähr für Heimatgefühl, Dorfgemeinschaften, Vereinsleben, Folklore und Gebräuche, einst genannt «Blut und Boden». Nun jammern sie in die Mikrofone der Journalisten, klagen über Existenzängste und Frustration und steigen danach vom kalten Stadtbeton zwei Meter hoch in die vollklimatisierte Kabine ihrer blitzblanken Hightech-Monster von Fendt und Ford, Claas und Ferguson.

Generalstabsmässig organisiert, sind sie von all ihren verstreuten Riesenhöfen dem Ruf ihrer Organisatoren gefolgt und haben die mächtige Armada ihrer Traktoren in Marsch gesetzt. Und all dies wegen der beabsichtigten Verteuerung ihres Diesels, den sie in rauen Mengen zur Bewirtschaftung ihrer Farmen benötigen. War dies nun der berühmte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte?

Am Gängelband

Vertreter des «Nährstands» der Nation outen sich neu als Wähler der AfD, ja, einige der Empörten sympathisieren offen mit den «Freien Bürgern», die mit dem Staat bereits ganz gebrochen haben. Und Robert Habeck schwadroniert über die «demokratische Entgrenzung», die hier geschehe, und befürchtet bäuerliche Umsturzpläne.

«Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral!», hat Bertolt Brecht vor rund hundert Jahren gerufen. Nicht aus Liebe zu den Bauern und nicht aus Solidarität mit ihnen, sondern aus purem Überlebenswillen für das Volk. Und dieses «Fressen» haben ihm, den Arbeitern wie den Bürgerlichen, die einheimischen Bauern geliefert. Die deutschen Bauern haben willig mitgemacht beim deutschen Aufschwung, haben die stets effizientere Technik eingesetzt. Sie haben ihre Höfe vergrössert, sie haben den damit verbundenen Strukturwandel bewältigt – ent-



Nabelschnur der Nation: Bauernidyll im Emmental.

weder als Gewinner oder als Verlierer. «Wachsen oder weichen» hiess das Motto. Der Staat hat sie finanziell gefördert, aber auch gefordert. Aus der finanziellen Nabelschnur wurde ein straffes, enges Gängelband mit Vorschriften, Anreizen und Verboten.

Die Bauern sind nicht mehr Bauern: Sie wurden in eine arbeitsteilige, skalierte Welt hineingepresst, wo sie nicht hingehören und wo sie sich nicht wohl fühlen. Bauern sind abhängig von der Natur, sie leben in und von ihrer Umwelt, und sie können von ihr nur so viel beziehen, wie sie ihr – zusammen mit Sonne, Luft und Wasser – wieder zurückgeben. Ihre Tiere liefern nicht nur die begehrten Filetstücke, sondern auch Knochen, Schwänze, Pfoten und Innereien. Obstbäume brauchen Jahre, bis sie zu einem Ertrag gelangen. Die bäuerliche Produktion ist von Wind, Wetter, Tagesrhythmus und Jahreszeiten abhängig. Missachten die Bauern solche Gesetzmässigkeiten, verlieren sie die Authentizität, verletzen die Regeln der Nachhaltigkeit und verscherzen sowohl die Sympathie des Volkes wie auch der Konsumenten. Und dies endet im heillosen Konflikt auf Berlins Strassen. Mit Ärger, Hass, Wut und Frustration auf allen Seiten.

Vertreter eines Wirtschaftssystems, das die Bauern aus diesen Regelkreisen drängt, müssen sich nicht wundern, wenn der bäuerliche Fortschritt nur gegen einen fatalen Seelenverlust zu haben ist. Die Bauern stecken in der Zwickmühle. Schon Karl Marx hat erkannt, dass sie

nicht in sein Klassenschema passen. Bauern sind zwar kapitalabhängige Unternehmer und damit auf der Seite der «bösen» Kapitalisten. Sie sind aber gesellschaftspolitisch nicht so sehr Ausbeuter, sondern vielmehr ebenso Ausgebeutete wie die Klientschaft von Marx.

Schweizer Schutzsystem

Auch Schweizer Bauern protestieren. Sie leben im selben Dilemma wie jenes, das ihre deutschen Berufskollegen quält. Aber hierzulande hat der Staat, zwar mangelhaft, teils ineffizient, bürokratisch und widersprüchlich, aber doch grosszügig und kontinuierlich ein Schutzsystem für die Bauern gegen die Trends aufgebaut, welche die deutschen Berufskollegen zum Rasen bringen. Doch lange wird dies auch nicht halten.

Das Mass ist auch bei uns bald voll. Eine Zehn-Millionen-Schweiz können die Schweizer Bauern ohnehin nicht mehr ernähren. Wenn sie unter solchen Umständen als Produzenten marginalisiert werden und nur noch als ländliche Sympathieträger und Landschaftspfleger missbraucht werden, dürfte auch ihnen der Kragen platzen. Frustration ist die Vorstufe der Resignation. Burnout, Scheidungen und Suizid bedrohen auch unsere Bauern. *Rolf Gerber*

Rolf Gerber ist diplomierter Agrar-Ingenieur und ehemaliger Chef des Landwirtschaftsamtes des Kantons Zürich.

«deutsche Genius» auf einsamer Gipfelhöhe. Auch wenn der Klassiker Goethe (1749–1832) zunehmend auf Abstand ging zur wilden romantischen Horde, er hasste Eruptionen, war er doch mit seinem Bildungsroman «Wilhelm Meister», der von Geheimbünden, Weltentdeckungen und brustspengender Sehnsucht erzählte, für die romantischen Genies zur Kultfigur geworden, denn sie hatten ein Gespür für Genie.

Open house in Jena

Über Friedrich Schillers «Glocke» und seine Lobpreisung bürgerlicher Tugenden: «Und drinnen waltet / Die züchtige Hausfrau, / Die Mutter der Kinder, / Und herrscht weise / Im häuslichen Kreise [. . .]», dagegen lachten sich die Romantiker schief. Sie waren kunstsinnig, sie besuchten die Museen in Dresden und picknickten auf den Elbauen bei Dresden und führten ansonsten ein Lotterleben.

Die schöne Caroline Böhmer, eben noch als Revolutionärin in Mainz inhaftiert und eine Weile verbrannt für die feineren Kreise, heiratete August Wilhelm Schlegel, den genialen Shakespeare-Übersetzer. Sie wird angehimmelt von dessen Bruder Friedrich Schlegel, der übrigens der weitaus Interessantere ist, doch dann

Müheles steht Novalis in den Salons, mit ernstem Gesicht, farblosen Seher-Augen, geliebt von allen.

verguckt sich Caroline in Schelling, was ihr Mann wiederum toleriert.

Und Friedrich Schlegel? Heiratet die geschiedene Dorothea Veit (1764–1839), Tochter des Aufklärers Moses Mendelssohn (1729–1786). Er lebt mit ihr und mit den anderen beiden – und das ist erst die Stammbesetzung der Kommune.

Kommune null sozusagen, *open house* in Jena, Tieck kommt vorbei, Brentano und Schelling und Novalis, das «Ich»-Genie Johann Gottlieb Fichte (1762–1814) lehrte und verhexte in Jena. Er war als Hirtenjunge von einem reichen Gönner entdeckt worden, weil er die Sonntags-

predigt wörtlich memorieren konnte. Er studierte Theologie, arbeitete als Hauslehrer, brach das ab, weil er behauptete, man müsse zuerst die Eltern vor den Kindern erziehen.

Dem von ihm vergötterten Immanuel Kant (1724–1804) schickte er, um vorgelesen zu werden, seinen «Versuch einer Kritik aller Offenbarung», die so genial war, dass das Publikum glaubte, sie stamme vom Meisterdenker des Idealismus selber.

Ein romantischer Freiraum entstand dort in Jena, ein «ironischer Spielraum» (Safranski), denn, wie sagte es Schiller: «[. . .] er [der Mensch] ist nur da ganz Mensch, wo er spielt».

Die Romantik treibt die deutsche Lesekultur zur Blüte. Und hier ein Loblied auf die deutsche Ereignislosigkeit jener Jahre: Im Krähwinkel haben geborgte Abenteuer Hochkonjunktur. Das grosse geschichtliche Drama spielt beim Nachbarn, also besorgt man sich das grosse dramatische Gefühl aus Büchern.

Jim Morrison des 18. Jahrhunderts

In den Jahren der Frühromantik, also zwischen 1790 und 1800, erscheinen zweieinhalbtausend Romantitel auf dem Markt – so viele wie in den neunzig Jahren zuvor. Tieck dichtet die modernsten Potpourris, doch dann wird er alt und dick und heiter, und Heinrich Heine kommt später aus dem Lachen nicht mehr heraus, als er dem Pariser Publikum in seiner «Romantischen Schule» davon erzählt. Heine: «Der liebe Gott ist doch immer noch ein grösserer Ironiker als Herr Tieck.»

Das nun wieder durchzieht die Romantik und das Romantische von Anbeginn an: Die meisten der einstigen Matadore müssen sich irgendwann als Renegaten rechtfertigen. Der Kult, der das Romantische umgibt, ist nun einmal der Kult der Jugend. Goethe schreibt darüber in seinem zutiefst romantischen «Faust II»: «Hat einer dreissig Jahr vorüber, / So ist er schon so gut wie tot, / Am besten wär's, euch zeitig totzuschlagen.» Das übersetzen The Who mehr als ein Jahrhundert danach in ihrem Hit «My Generation»: «I hope I die before I get old».

Romantik ist der erste Pop, und er wird perfekt verkörpert von der sanften, schönen Gestalt des Friedrich Freiherrn von Hardenberg, der sich «Novalis» nennt – für die Nachwelt von seinem Genie genauso überglänzt wie von seinem frühen Tod.

Müheles steht er in den Salons, mit ernstem, schmalem Gesicht, farblosen grauen Seher-Augen, geliebt von allen. Er stirbt mit 28 Jahren, niedergestreckt von der Tuberkulose,



Im Wunder zu Hause: Schubert und Vogl.

mit der er sich womöglich bei der Pflege des kranken Schiller angesteckt hatte.

An Novalis lässt sich die Aktualität der Romantik müheles erklären. Seine Schrift «Die Christenheit oder Europa» ist der erste utopische Entwurf einer europäischen Wertegemeinschaft, allerdings in feinstem mittelalterlichem Faltenwurf. Religiosität ist eine Unterströmung der Romantik. «Romantik», so Safranski mit einer seiner treffenden aphoristischen Zuspitzungen, ist die «Fortsetzung der Religion mit ästhetischen Mitteln».

Novalis verliebt sich in die dreizehnjährige Sophie von Kühn, und als diese stirbt, will er ihr hinterhersterben durch nichts als Willenskraft. Er ist davon überzeugt, dass so was geht.

Er setzt sich eine Frist von einem Jahr, und er weiht seine Freunde ein, und in seiner Todessüchtigkeit ist er der schwarze Prinz des Pop und verwandt mit allen, die ihm folgen werden.

Er ist ein Opiummesser, und seine «Hymnen an die Nacht» sind nur so verständlich. Er ist der Jim Morrison des ausgehenden 18. Jahrhunderts: «This is the end, my only friend, the end [. . .]»

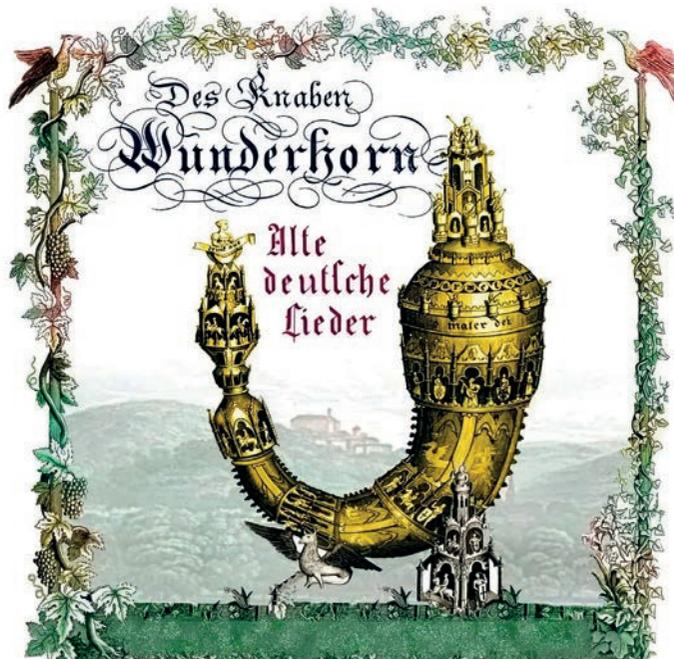
Er studiert Bergbau, er steigt in die Grube, er ist besonnen und umsichtig, doch das hindert ihn nicht, untertage, im Schoss der Natur, seine wesentlichen Visionen auszuträumen. Dort unten lässt er den einflussreichsten Roman der Romantik beginnen, den «Heinrich von Ofterdingen», der am anderen Ende eines unterirdischen Sees die blaue Blume erblickt: «Die Blume neigte sich nach ihm zu, und die Blütenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte.»



Shakespeare forever: August Schlegel.



Revolutionärin: Caroline Schelling.



Die Blume ist ein Traumbild, doch Heinrich bricht tatsächlich auf, um nach ihr zu suchen, und als die Frage auftaucht, wohin die Reise gehe, heisst die Antwort: «Immer nach Hause.» Romantiker sind im Wunder zu Hause, durch alle Zeiten.

Irre das alles? Aber sicher! Peter Watson: «Die Engländer wollen was zum Lesen, die Franzosen was zum Schmecken. Die Deutschen wollen etwas zum Nachdenken.» Und: «Die Deutschen tauchen tiefer. Und sie kommen matschiger wieder hoch.»

Deutschland, progressiver Kampfbegriff

Die Geistesgeschichte der Romantik ist ein Entwicklungsroman. Die Romantik hat eine Jugend, und die Romantik wird erwachsen, und sie lernt, wie sich Wunder und Realitäts-sinn verknüpfen lassen. Bürgerliches Stand-bein, poetisches Spielbein, das lässt sich bestens demonstrieren an Joseph von Eichendorff und E. T. A. Hoffmann, die tagsüber Regierungsräte sind und nachts die Poeten der Wälder und der Schwärze.

Das rät Rüdiger Safranski den Romantik-Verzauberten: das Zwei-Kammern-System. In der einen wird unter Hochtemperatur die Fantasie entzündet, ohne die Entdeckungen nicht möglich sind. Und in der anderen wird heruntergekühlt auf das Menschenerträgliche.

Die Jenaer Romantiker bis 1800, die Berliner und Heidelberger bis 1820. Der letzte, Heinrich Heine, schrieb bereits Mitte des Jahrhunderts unter den mächtig qualmenden Schloten der Industrie.

Die Romantiker schufen die moderne Lyrik. Ja, auch sie erträumten ein geeintes Europa, doch Deutschland war ein progressiver Kampfbegriff. Deutschland wurde als kulturelle

Unternehmung gedacht, als Ideal, das durchstrahlt ist von der Frömmigkeit des Mittelalters und der Kunstfertigkeit Dürers, abgründig nächtlich in seinen Märchen und

Per Erlass ordnen sie die Verwandlung der Welt in «eine Wiese voll Blumen» an.

Spukgeschichten und Legenden. Tannhäuser-Gelände eher als ein echter Staat.

Eichendorffs vermeintlich schlichte Formeln sind leise hermetische Protestgebilde. Immer wieder umkreisen sie ein unnennbares Weh, einen Verlust, der sich nur in Naturbildern beschwören lässt.

«Ich hör die Bächlein rauschen / Im Walde her und hin, / Im Walde in dem Rauschen / Ich weiss nicht, wo ich bin.»

Diese Landschaften gibt es so nicht. Es gibt sie nur in diesem unendlichen Murmeln von Bächlein und Blümlein, es gibt sie nur im Atlas der Poesie.



Weltgeist:
Hegel.



Hymniker:
Hölderlin.

Für die Politik taugt die Romantik nicht, weder für den Staatsakt noch für den Umsturz. Sie herrscht im Zwischenreich der Poesie, und keiner formuliert das so hinreissend wie Heinrich Heine (1797–1856).

Im Innern ist der Sänger der «Loreley» ein Revolutionär, doch gleichzeitig graut ihn die Vorstellung von der Machtergreifung durch die Politikommissare und Menschheitsbefreier, und genau das war sein Streitpunkt mit Ludwig Börne und dem ganzen Jungen Deutschland: «Die Nachtigallen, die unnützen Sänger, werden fortgejagt, und ach! mein «Buch der Lieder» wird der Krautkrämer zu Tüten verwenden [...]»

«Endlich ein Gott»

Das Romantische wandert aus der Literatur aus. Es sucht sich neue Verzückungsspitzen in der Musik, in den Wagner-Opern, in denen Friedrich Nietzsche (1844–1900) die dionysischen Feiern der Alten wiederfindet.

Und der deutsche Genius erobert sich die Naturwissenschaften, die Technik, erfindet das Auto, das Penizillin, die Relativitätstheorie.

Hundert Jahre nach dem Jenaer Aufbruch sind es erneut die frühromantischen Theoreme Fichtes und Novalis', die die Jugend entzünden. Gustav Landauer (1870–1919) gründet mit anderen die «Neue Gemeinschaft», Rudolf Steiner (1861–1925) propagiert die ganzheitliche Erziehung. Man veranstaltet Gelage auf Tigerfellen, lyrische Beschwörungen mit Panflöten, Stefan George (1868–1933) organisiert seinen «ästhetischen Staat».

Und dann zieht der romantische Geist mit den Wandervögeln in den Krieg, hochgestimmt und überdrüssig der langen satten Friedensphase, ganz nach Rainer Maria Rilkes Versen: «Endlich ein Gott. Da wir den friedlichen oft / nicht mehr ergriffen, ergreift uns plötzlich der Schlacht-Gott [...]»

Und so, ergriffen, verbluten sie in den Schützengräben. Und als der Krieg zu Ende ist und die Verkrüppelten und die Heimatlosen zurückkehren in die Trümmer der alten Ordnung, da erfasst der romantische Geist die Münchner Räte-Revolutionäre. Sie sprechen tatsächlich von einer Blumen-Revolution und nehmen damit den «Summer of Love» in San Francisco vorweg: Per Erlass ordnen sie die Verwandlung der Welt in «eine Wiese voll Blumen» an, «in der jeder seinen Teil pflücken» könne.

Nicht wenige Historiker werden später argumentieren, dass die Romantik in ihrer Vernunftabwertung und Weltfremdheit dem nationalsozialistischen Unheil vorgearbeitet habe. Safranski jedoch weist in seinem Buch «Romantik» völlig überzeugend nach, dass die Nazis mit dem Kern der Romantik nichts anfangen konnten. Sie verfrachteten sie bis zur Unkenntlichkeit, sie nutzten deren Welt-Liebesrausch, um das grosse Morden vorzubereiten.



Nicht besiegt, nur geschlummert: Holzstich des «gestiefelten Katers».

Zwar pflegten sie das populäre Liedgut, sie veröffentlichten in ihren Gesangsbüchern Heines «Loreley», doch als Verfasser gaben sie «Unbekannt» an – Heinrich Heine, der Jude, durfte nicht genannt werden.

Trotz ihrer kruden Stocherei in germanischen Mythen, der von Watson hinreissend geschilderten Suche nach den Wurzeln der geheimnisvollen Arier im tibetischen Hochgebirge, waren die Nazis alles andere als vergangenheitsfromm, sondern der Technik zugewandt, sie setzten auf Industrien und Autobahnen und die kriegsbereite moderne Gesellschaft.

Hitlers Vernichtungsgedanken waren wirt? Keineswegs. Sie zogen, so Safranski, mit «unerbittlicher Logik» die «mörderischen Konsequenzen» aus «einigen rassistischen und sozialdarwinistischen Prämissen» jener Tage. Romantisch ist das nicht.

Auch Peter Watson resümiert in seinem Werk über den deutschen Genius: «Die Nazis sind un-deutsch.» Ähnlich äusserte sich mein Freund David Cornwell, der Deutschlandliebhaber und Thrillerautor, den die Welt als John le Carré kannte. Und er beklagte, wie Peter Watson, dass den Briten bei «Deutschland» nur der Zweite Weltkrieg und Hitler einfallen würden.

Die Ausnüchterung nach dem grossen Morden ist ersehnt und tief und folgenswer. Die Häuser sind glatte Schuhschachteln, und die Malerei ist abstrakt. Vom gefährlichen Leben hat man genug. Es herrscht eine skeptische und zutiefst rauschfreie Moderne.

Doch das Romantische ist nicht besiegt. Es hat nur geschlummert. Und plötzlich bricht es als

Welle übers Land, über den Kontinent, über die Welt herein, und wieder beginnt mit der Flower-Power-Generation ein neues Zeitalter, diesmal ist es das unter dem Sternzeichen des Wassermanns, Popgruppen wie Novalis oder Tangerine Dream zelebrieren

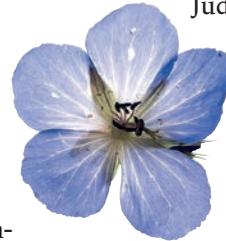
Als Verfasser gaben sie «Unbekannt» an – Heinrich Heine, der Jude, durfte nicht genannt werden.

romantische Sphärenklänge, und wieder einmal wird in Kommunen und Pädagogik von einer neuen Welt geträumt.

Taugenichtse aus dem Eichendorff-Wald
Nun heissen die Philosophie-Gurus Herbert Marcuse (1898–1979) oder Ernst Bloch, der messianische Marxist (1885–1977), oder Theodor W. Adorno (1903–1969), der Kopf der Kritischen Theorie, doch sie sind erschüttert über das mangelnde Bildungsniveau dieser neuen Generation.

Rainer Langhans und Fritz Teufel und Dieter Kunzelmann sind die Popstars der neuen Revolte. Sie sind nicht Novalis oder Schlegel oder Fichte, weiss Gott nicht, eher Taugenichtse aus dem Eichendorff-Wald. Aber sie schaffen es eine Weile lang wie jene, einem Lebensgefühl Ausdruck zu geben in ihren Clownereien und Flugblattaktionen.

Zeitgenosse Safranski: «Jede Generation möchte irgendwann einmal einen Epochenumbruch erleben. Die 68er glaubten, jetzt seien sie an der Reihe.»



Und das ist dann eine durchaus gelungene Schlusspointe in Safranskis Romantik-Darstellung: wie die 68er sich selber missverstanden. Wie sie mit dickschädligem politischem Vokabular am Zauber des Epochenbruchs vorbeiredeten. Und von hier aus muss weitergeschrieben werden.

Denn erneut ist die Romantik in die falschen Hände geraten. Erneut in die Hände der kühl kalkulierenden Macher und politischen Gauner, die nun, als Erben der 68er, tatsächlich an die Macht gekommen sind.

Grösste Verachtung für das Volk

Konnte Joseph von Eichendorff einst hoffnungsfroh dichten: «Schläft ein Lied in allen Dingen,/Die da träumen fort und fort,/Und die Welt hebt an zu singen,/Triffst du nur das Zauberwort», verdüstern die neuen Antiromantiker wie der böse Zauberer Sauron in Tolkiens Epos «Der Herr der Ringe» unsere Mittelerde, geschart um eine als Seherin verehrte Autistin, die seit neuestem den Mord an Juden verteidigt.

Angst und Schrecken vor dem Untergang sollen das Volk in die gewünschte Richtung treiben, sollen es zersplittern, vereinzeln.

Ja, das beflügelnde Gemeinschaftswort «Volk» selbst ist auf dem Index gelandet. In der ungelenten Sprache des Verfassungsschutzes lautet das Verbrechen, das ein Verbot der grössten Oppositionspartei vorbereiten soll, auf die Verkündung «eines ethnisch-biologisch bzw. ethnisch-kulturell begründeten Volksverständnisses». Nicht anderes schrieb der grosse Johann Gottfried Herder. Er schrieb es nur schöner.

Wiederum betreibt eine ungebildete Clique kalter Herrschaftstechniker, ausgestattet mit Schminkteams und mit ausser Kontrolle geratener Prunksucht – gerade hat sich der unbeliebteste Kanzler der deutschen Geschichte einen milliardenteuren Anbau für sein Kanzleramt genehmigt, für sich und die enorm angestiegene Anzahl beamteter Höflinge.

Diese Clique demonstriert allergrösste Verachtung für das Volk, so wie einst das Ancien Régime es tat, dessen Sturz die Romantiker jubelten.

Sie erlassen die unsinnigsten Verordnungen, schicken ihre Geheimpolizei los, sie zensieren, sie schüchtern ein, sie sperren weg.

Und sie schicken ihre Maschinenmonster los, um den deutschen Zauberwald zu zerhacken; die krachen und kreischen durchs alte Holz und legen ihre Schneisen, um ihre neuen Götzen aufzurichten, sinnlosen Sondermüll, Windmühlen, hoch wie der Eiffelturm, gegen alle Proteste.

Wehren wir uns.

Romantisieren wir!

Wird 2024 ein Gold- und Silberjahr?

Nachdem Gold bereits ein neues Rekordhoch erreicht hat, könnte Silber folgen. Werner J. Ullmann, CEO von BB Wertmetall, ordnet die Entwicklung an den Märkten ein – und erklärt, wie Anlegerinnen und Anleger ihr Ersparnis vor Kaufkraftverlusten schützen können: mit den Lösungen G-Deposito und S-Deposito.



Innovationen aus der Schweiz: das G-Deposito für Gold und das S-Deposito für Silber.

Herr Ullmann, der Goldpreis hat unlängst ein Allzeithoch erreicht. Warum? Gold steht wie nichts anderes für Wertstabilität. Je unsicherer die Zeiten sind, desto stärker legt das Edelmetall zu. Interessant ist, dass die internationalen Notenbanken – nach einem Jahrzehnt des billigen Geldes – ihre Goldbestände wieder aufstocken.

Smart investieren heisst: flexibel bleiben.

Ist da noch Luft nach oben?

Klar. Man müsste eher von einer «Währungsschwäche» als von einer «Aufwertung» des Goldes sprechen. Schliesslich messen wir den Goldpreis ja in US-Dollar. Dieser hat allein in den letzten 50 Jahren über 80 Prozent seines Wertes verloren. Kaufkraftbereinigt hat Gold seinen Wert nachweislich über Jahrtausende behalten.

Wie entwickelt sich Silber weiter?

Momentan ist Silber über 80-mal billiger als Gold. Zur Zeit des griechischen und römischen Imperiums lag das Verhältnis etwa bei 13, was eher dem Vorkommen in der Erdkruste entspricht. Silber verfügt über ein beachtliches Potenzial nach oben. Erst recht, wenn wir bedenken, dass es für die Elektromobilität, die Photovoltaik und die Telekombranche unverzichtbar ist.

Wie sollte man in Silber und Gold investieren? Zum einen rate ich, Medaillen aus Silber und Gold als Notgroschen zu halten – und zum anderen, mit unseren Lösungen G-Deposito und S-Deposito langfristig Werte aufzubauen.

Was ist das G-Deposito?

Das G-Deposito ermöglicht einen flexiblen Zugang zu Gold. Dabei erwirbt man reines Goldgranulat. Dieses lagern wir umfassend versichert in einem Schweizer Hochsicherheitslager. Anlegerinnen und Anleger können täglich Ein- und Auszahlungen tätigen oder Tauschgeschäfte abwickeln. Das alles funktioniert ausserhalb des Banksystems.

Mit dem S-Deposito lässt sich nach dem gleichen Prinzip in Silber investieren?

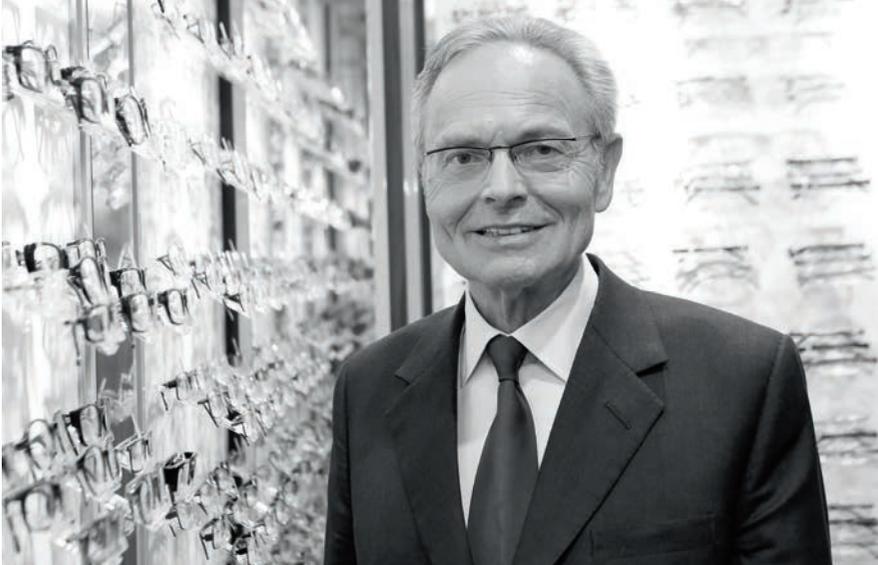
Genau. Das S-Deposito vereint die Eigenschaften von Silber mit der Flexibilität eines Depots. Schon bei mehr als 60 Firmen kann man Einkäufe gegen Silbergranulat tätigen.



Engagiert für stabile Werte

Die BB Wertmetall stellt Privatpersonen, Familien und Firmen innovative Produkte aus reinem Silber und Gold bereit, um wahre Werte aufzubauen und zu erhalten. CEO ist der Anlage- und Rohstoffexperte Werner J. Ullmann.

Günther Fielmann (1939–2023) Heinrich L. Wirz (1936–2023)



Urknall für Abermillionen von Brillenträgern: Günther Fielmann.

Wie ein «Habicht in einen Hühnerhaufen» sei er seinerzeit herabgestürzt, erinnerte er sich später selber über seinen Eintritt in die Branche. Aber das war deutlich untertrieben. Günther Fielmann war so etwas wie ein Urknall für Abermillionen von Brillenträgern, die über Generationen hinweg von Optikern – man kann es nicht anders sagen – abgezockt wurden mit schamlos überhöhten Preisen.

Gerade mal fünf Modelle standen zur Auswahl, wenn man nichts zu seiner Sehhilfe dazu zahlen wollte – die berühmten Kassengestelle. Wer etwas schicker aussehen wollte, der musste tief in die Tasche greifen. Die soziale Stellung, so empörte sich Fielmann, stand den Leuten buchstäblich ins Gesicht geschrieben, sie sass mitten auf der Nase.

Eigentlich wollte er Fotograf werden, aber seinem Vater – ein strenger Oberstudiendirektor – erschien dieser Beruf als zu frivol, und er riet ihm, Augenoptiker zu werden. Der habe ja auch irgendwie mit Licht zu tun, soll er seinem Sohn gesagt haben. Da Fielmann dann einige Jahre in der Brillenindustrie arbeitete, kannte er die Herstellungskosten für Gestelle und die Margen, die seine Kollegen einstrichen – Apothekenpreise fürs Auge. Sein Ansatz: Alle, auch Rentner, Arbeitslose oder Geringverdiener, haben das Recht auf eine gute Brille zu einem vernünftigen Preis. Dies sei eine «soziale Verpflichtung». Ausgerechnet in Cuxhaven, einer verschlafenen Stadt im hohen Norden der Bundesrepublik,

eröffnete er 1972 seinen ersten Laden. Statt fünf gab es plötzlich fünfzig Modelle, die die Krankenkassen zahlten, und es wurden ständig mehr. Bald liess Fielmann eigene Kollektionen entwerfen. Auch Serviceleistungen wie Sehtests kosteten bei ihm nichts. Die Leute rannten ihm die Tür ein, und er kam mit der Eröffnung neuer Geschäfte kaum hinterher.

Für die Augenoptikerbranche wurde er indes zum Hassobjekt. Die Konkurrenz attackierte seine Läden und überzog ihn mit Klagen. Ohne Erfolg. 1981 schloss Fielmann seinen ersten Vertrag mit einer Ortskrankenkasse, seine Brillen kaufte er direkt ab Werk und schaltete so den Mittelman aus. Die Folge: Seine Verkaufspreise lagen oft unter den Einkaufspreisen der etablierten Optiker. Reihenweise – und auch dies muss gesagt werden – mussten die ihre Geschäfte schliessen.

Heute dominiert Fielmann den Markt. Er hat mehr als tausend Läden in Deutschland, Europa und in den USA. Rund 23 000 Mitarbeiter beschäftigt Fielmann, und 2022 machte die Gruppe einen Umsatz von zwei Milliarden Euro. Allein in Deutschland verkaufte er 170 Millionen Brillen. Jede zweite Sehhilfe im Land wurde in einem seiner Geschäfte erworben. Der Slogan «Brille: Fielmann» trifft es also fast genau. Viel fehlte nicht, und Fielmann würde zum Synonym für Brille wie Tempo für das Papiertaschentuch.

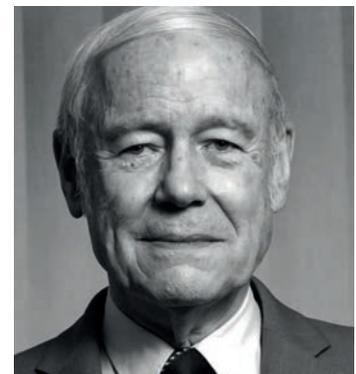
Wolfgang Koydl

Milizsoldat und Mahner, das war «Henry» Wirz. Als Zürcher in Bern und als Sohn des Professors für Militärgeschichte Hans Georg Wirz aufgewachsen, absolvierte er eine Karriere in der Privatwirtschaft. Sein Herz schlug aber für die Armee, in der er es bis zum Obersten brachte, und für die Sicherheit von Land und Leuten. Dann machte er die Leidenschaft zum Beruf und wurde Bundeshausjournalist und sicherheitspolitischer Berater. Die zweite Hälfte seines Lebens war dem Kampf gegen die Zerstörung der Verteidigungsfähigkeit des Landes gewidmet. Immer als Gentleman auftretend, war er unerbittlich in der Sache. Wenn Politik und Verwaltung ihr Versagen mit hohlen Phrasen zu übertünchen versuchten, entlarvte er dies dank seines enormen Wissens und mit beissendem Sarkasmus.

Unermüdlich kämpfte er für die Rehabilitation seines Urgrossonkels Captain Henry Wirz (1822–1865), eine der umstrittensten Figuren der amerikanischen Geschichte. Dieser war im Sezessionskrieg für das Kriegsgefangenenlager Andersonville in Georgia zuständig. Die Lage der Gefangenen war im Norden wie im Süden schrecklich. Zehntausende starben. Wirz führte das Lager mit harter Hand, bemühte sich aber auch redlich um eine bessere Versorgung. Nach dem Krieg wurde er als einziger Lagerverantwortlicher beider Seiten in einer Farce von Prozess zum Tod verurteilt und hingerichtet. Immer wieder reiste Henry Wirz nach Amerika, um seinem Vorfahren späte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Die Stimme eines Mahners ist verstummt. Dass in Sachen Landesverteidigung in letzter Zeit ein Umdenken zu beobachten ist, hat Wirz gefreut, aber er wollte Tatsachen sehen.

David Vogelsanger

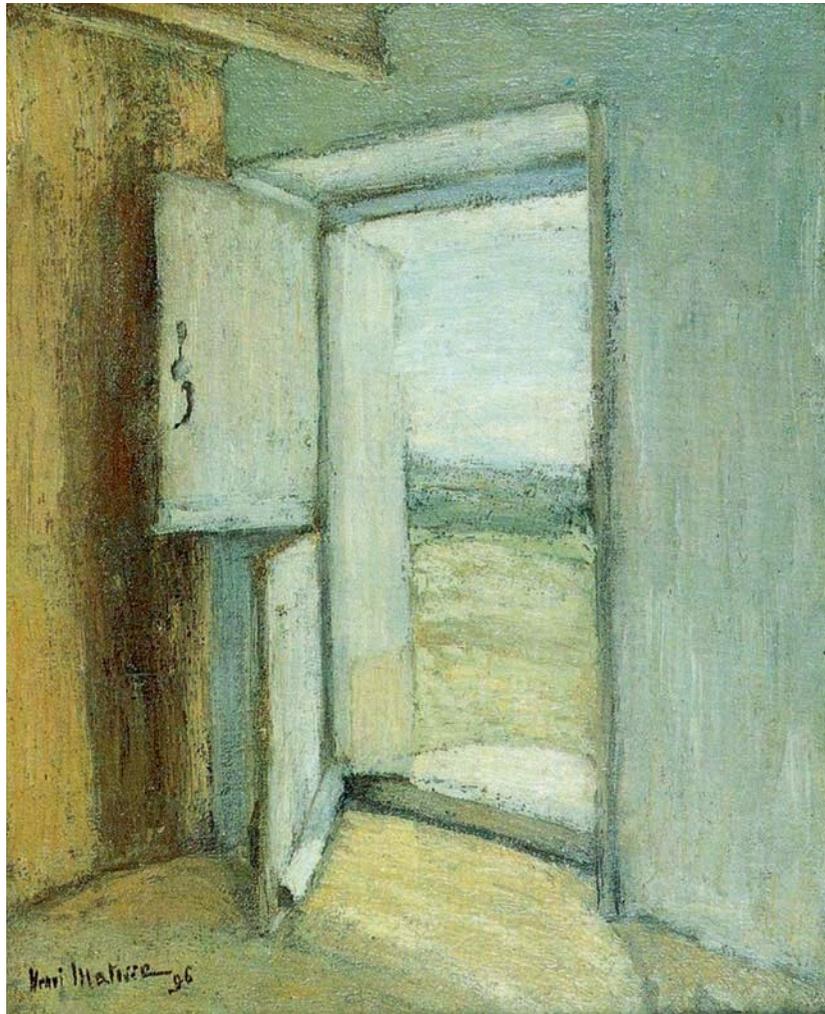


Gentleman: Henry Wirz.

LITERATUR UND KUNST

Richard Overy
eröffnet einen absolut
neuen Blick auf den
Zweiten Weltkrieg.
Wolfgang Koydl,
Seite 42

Herausgegeben von Daniel Weber



Das Licht der Welt drängt durch den Spalt.

Henri Matisse, Offene Tür, Bretagne, 1896– Wie oft doch steht der Mensch vor einer geschlossenen Tür, die ihm den Zugang verwehrt zu einer neuen, zu einer weiteren Welt. Wie einfach scheint es gelegentlich, eine Tür zu öffnen, wie unmöglich manchmal. Wie leicht und schwer zugleich auch, eine zu schliessen, um eine neue, eine weitere Welt draussen zu lassen. Das ist die Tür; Schutz und Gefängnis zugleich.

Wir leben, so scheint es, in Tagen, in denen mehr Türen zugehen, geschlossen bleiben oder gar verschlossen als geöffnet werden. Es sind keine Tage des Verbarrikadierens, das noch nicht, aber doch solche, in denen der Mensch

seine Türen lieber schliesst als öffnet und flüchtet vor der grossen in seine kleine Welt. Sich zurückzieht auch vor der Kälte in das Warme, vor dem Unbekannten ins Bekannte, vom Lärm in die Stille, vom Weiten ins Enge.

Kein Mensch ist in der Lage, andauernd mit offenen Türen zu leben. Es fehlte ihm die Ruhe, die Möglichkeit des Rückzugs, der Entschleunigung der Zeit, der Unsichtbarkeit auch. Die Kunst, die Schwierigkeit im Umgang mit der Tür ist, seine Türen im richtigen Moment zu schliessen oder zu öffnen. Wer sie zu lange geschlossen hält, verkümmert, wer sie zu lange offenlässt, verzettelt sich in den Weiten der Welt.

Eine Tür anzulehnen, scheint ein Ausweg zu sein. Sie ist nicht ganz zu, nicht ganz offen, das Licht der Welt drängt tagsüber durch den Spalt, und in der Nacht fliesst das Licht eines Zimmers in die Dunkelheit. Der Wind kann sie leicht öffnen oder zuschlagen, der Mensch auch.

Immer wieder hat Henri Matisse (1869–1954) offene Türen ins Bild gesetzt, Fenster auch, hat sie weit aufgehen lassen, die beiden Welten überbrückt und das Davor und Dahinter ineinander übergehen lassen. Hat der Tür ihr Trennendes genommen, sie zu einem Übergang werden lassen; dass wir jederzeit durch eine Tür gehen und zurückkommen können. *Michael Bahnerth*

Imperien-Dämmerung

Wer glaubt, schon alles über den Zweiten Weltkrieg zu wissen, irrt. Richard Overy eröffnet einen absolut neuen Blick auf den Konflikt.

Wolfgang Koydl

Richard Overy: Weltenbrand.
Der grosse imperiale Krieg 1931–1945.
Rowohlt Berlin. 1520 S., Fr. 67.90

Wie viele Bücher wurden über den Zweiten Weltkrieg geschrieben? Hunderte? Tausende? Zehntausende? Sicher ist, dass kein Ereignis Historiker, Zeitgeschichtler, aber auch Schriftsteller mehr beschäftigt hat. Einige Bücher sind zu Standardwerken geworden, zu Pflichtlektüre. Andere sezierten gewissermassen diese Weltkatastrophe und beschäftigten sich mit einzelnen Aspekten: Personen, Schlachten, Waffen. Und jedes Jahr wächst die Literatur über diesen Krieg weiter. Braucht man also wirklich noch ein umfassendes Werk? Ein Buch, das mit einem Umfang von anderthalbtausend Seiten zudem ein ziemlicher Brocken ist?

Und wie es das brauchet! «Weltenbrand» ist nicht einfach nur ein weiteres Buch über den Zweiten Weltkrieg. Es ist nicht nur das Ergebnis lebenslanger Forschung und Erfahrung. Schliesslich hat der renommierte britische Historiker Richard Overy vierzig Jahre an diesem Opus magnum gearbeitet. Es ist nicht nur eine Fundgrube überraschender und zuweilen unbekannter Details.

Kriegerische «Belle Epoque»

Sein Buch ist mehr als all das. Es ist ein Augenöffner, denn Overy verändert die Brennweite, mit der er auf den Krieg blickt. Er erklärt die konventionelle Chronologie 1939 bis 1945 für obsolet. Für ihn begannen die eigentlichen Kampfhandlungen bereits 1931, und abgeschlossen wurden sie erst in den 1960er Jahren. Zur Vorgeschichte zählt er nicht nur, im Einklang mit den meisten Kollegen, den Ersten Weltkrieg, die erste Etappe eines «zweiten Dreissigjährigen Krieges». Für Overy begann der «grosse imperiale Krieg» im ausklingenden 19. Jahrhundert.

In jener Zeit, als «Belle Epoque» verklärt, habe Europa Gewalt in die ganze Welt exportiert. Fast überall auf dem Globus hätten

europäische Staaten Krieg geführt: Russland gegen Japan, Spanien gegen die USA, Grossbritannien gegen die südafrikanischen Buren, Italien gegen das Osmanische Reich. Daher sei es ein Trugschluss, das fatale Jahr 1914 als Ende einer Friedensperiode zu deuten.

Overy vertritt die These, dass der Zweite Weltkrieg das Zeitalter des Imperialismus beendete. Der Sieg der alten Imperien – Grossbritannien, Frankreich, die Niederlande, Belgien – über die Parvenü-Imperialisten Deutschland, Japan und Italien läutete zugleich den Niedergang ihrer eigenen Reiche ein. Die wahren Sieger dieses Ringens waren drei Mächte, die den Imperialismus aus unterschiedlichen Gründen stets ver-

Ein Mythos ist die «Weltherrschaft», nach der Hitler angeblich strebte.

urteilt hatten: die Vereinigten Staaten, die Sowjetunion und China. Bezeichnend aber auch zwei Kolonialmächte, die Overy nicht erwähnt: Spanien und Portugal. Sie standen im Krieg auf der falschen Seite, bewahrten ihre Imperien aber länger als die anderen Mächte.

Berlin, Rom und Tokio fühlten sich nicht erst in den 1930er Jahren bei der Aufteilung der Welt als zu spät und zu kurz gekommen. Aber der Verlust ihrer überseeischen Gebiete im Frieden von Versailles stillte nicht das Verlangen nach «Lebensraum». Den Auftakt machte Japan 1931 mit der Annexion der Mandschurei. Gleichsam über Nacht hatte sich das Kaiserreich ein Gebiet einverleibt, das fast so gross war wie Kontinentaleuropa. Dort verfolgte man den Landraub mit Interesse, vor allem in Berlin und Rom. Benito Mussolini folgte dem Beispiel mit dem Einmarsch in Äthiopien. Overy enthüllt nebenbei, dass der Duce weiterreichende Pläne hatte: Korsika, Ägypten, Malta und der Sudan standen auf seiner Wunschliste. Schliesslich griff er 1938 nach Albanien.

Aber auch für die klassischen Imperialmächte war die Vorkriegszeit keine friedliche Epoche. So führte Frankreich Krieg in Marokko

und in Syrien und musste einen kommunistischen Aufstand in Indochina niederschlagen. Grossbritannien war in Palästina in einen verlustreichen Kleinkrieg verwickelt. Allerorten versuchten die kolonisierten Völker aufzubegehren. Dies alles führt Overy zu der überraschenden These, dass Adolf Hitler, Mussolini und das japanische Militär nicht Ursache der grossen Krise waren, sondern deren Resultat.

Den Krieg selbst handelt der Autor umfassend in Einzelkapiteln ab, von denen jedes ein eigenes Buch sein könnte: Zivilschutz, Widerstand, Desertionen, Bombardierungen, psychische Probleme, Plünderungen, Gewalt gegen Frauen, Mobilisierung für einen totalen Krieg, Kriegsgefangene. Beim letzten Punkt freilich hat Overy einen blinden Fleck. Er spart nicht nur das Schicksal deutscher Gefangener in der Sowjetunion aus, er spricht auch die westlichen Alliierten von jeder Grausamkeit an deutschen Kriegsgefangenen frei – was nachweislich nicht stimmt.

Ein Verdienst von «Weltenbrand» ist, dass das Buch mit Mythen aufräumt. Ein solcher Mythos ist die «Weltherrschaft», nach der Hitler angeblich strebte. Doch Overy weist dies als westliche Propaganda nach. In Deutschland habe «weder ein kohärenter Plan noch eine gezielte Verschwörung zur Erlangung der Weltherrschaft» bestanden. Vielmehr sei der Krieg ein Resultat von Entscheidungen gewesen, die in London und Paris fielen. Hitler hätte lieber seine Eroberung Polens konsolidieren wollen, doch Britannien und Frankreich seien zuversichtlich gewesen, Deutschland schlagen zu können.

Doppel moral der Alliierten

In diesem Zusammenhang rettet Overy auch die Ehre des britischen Premierministers Neville Chamberlain und seiner bis heute geächteten Appeasement-Politik. Tatsächlich tobte Hitler nach dem Münchner Abkommen, als er erkannte, dass ihm die Westmächte zugestanden, welche Gebiete er annekieren durfte. London und Paris setzten im Umgang mit dem Diktator auf eine Doppelstrategie aus *containment* (Eindämmung) und *deterrence* (Abschreckung) – wie



Verlangen nach Lebensraum: Japanische Soldatinnen üben den Krieg.

sie übrigens die USA nach dem Krieg gegen die Sowjetunion verfolgten.

Ausführlich befasst sich Overy mit der Flüchtlingsfrage. Zur Abwechslung kommt die angeblich hartherzige Schweiz bei ihm ungeschoren davon. Vielmehr schildert er, wie Amerikaner und Briten die Einwanderung deutscher Juden streng quotierten. Mehr als ein Jahr lang wurde die Einreise völlig ausgesetzt, und wer es schaffte, wurde als «feindlicher Ausländer» interniert. Noch schlimmer erging es Juden, die ins britische Mandatsgebiet Palästina flüchteten. In einem krassen Fall wurden sie nackt und ohne Habe zurück auf Schiffe gepögelnt, die Kurs auf die britische Kolonie Mauritius nahmen, wo sie in Lager gesperrt wurden; vierzig Deportierte überlebten die Überfahrt nicht. Zynisch kommentierte Sir John Shuckleburgh vom Kolonialministerium: «Juden haben keinen Sinn für Humor und kein Gespür für Verhältnismässigkeit.»

Erschreckend sind die Parallelen zur Gegenwart, etwa bei der Rechtfertigung des Krieges. In Europa hatten die Alliierten zu Beginn ein Problem mit dem Argument der Selbstverteidigung, denn sie waren ja nicht angegriffen worden. Sie hatten Berlin den Krieg erklärt, nicht umgekehrt. Entsprechend stark musste man Zweck und Ziel des Krieges überhöhen – zu einem Endkampf zwischen Diktatur und

Demokratie, Gut und Böse. Ein Muster, das sich bei jedem Krieg der USA und der Nato der letzten fünfzig Jahre wiederfindet, zuletzt wieder im aktuellen Ukraine-Konflikt. Als Chamberlain im Radio die Kriegserklärung verlas, verkündete er einen Kampf «gegen das Böse». Er sei «sicher, dass sich das Gute durchsetzen wird». Präsident Franklin Roosevelt sprach

Erschreckend sind die Parallelen zur Gegenwart, etwa bei der Rechtfertigung des Krieges.

beim Kriegseintritt der Vereinigten Staaten gar von einer «Reinigung der Welt von uralten Übeln und Krankheiten».

Dieser moralische Grundton war umso nötiger, so Overy, weil er vom unmoralischen Verhalten der imperialen Machthaber in London und Paris ablenken musste. «Die Realität sah 1939 so aus, dass Grossbritannien und Frankreich nicht nur zur Verteidigung des demokratischen Mutterlandes, sondern auch für den Erhalt des jeweiligen Imperiums in den Krieg zogen», beschreibt er diese «unpassende Doppelmoral». Die Propaganda der Achsenmächte stiess mit Vergnügen in diese offene Wunde. So wunderte man sich in Japan, warum eigentlich die britische Herrschaft

über Indien gerechtfertigt sei, die eigene über China aber nicht.

Diese Doppelmoral überlebte das Kriegsende. Winston Churchill, der vermeintliche Ausnahmepolitiker, war zeit seines Lebens davon überzeugt, dass das Empire nie untergehen werde. Der britische Historiker Hugh Seton-Watson beklagte noch in den 1950er Jahren die Entkolonialisierung Afrikas als «Rückfall in die Barbarei»: Die Europäer würden durch «die Ziege, den Affen und den Dschungel ersetzt».

Obwohl Japan in Asien grosse Teile der europäischen Imperien überrannt hatte, obwohl der Krieg die Unabhängigkeitsbewegung in Indien gestärkt hatte, wurde in die Charta der neuen Vereinten Nationen der Passus aufgenommen, dass «Kolonialherrschaft eine innere Angelegenheit» sei, in die sich niemand einmischen dürfe. Frankreich, Britannien, Belgien, die Niederlande hatten sich durchgesetzt.

Diese vier Staaten führten noch zwei Jahrzehnte lang blutige Gefechte um ihre Imperien: Frankreich in Indochina und Algerien, Grossbritannien in Malaysia, Aden und Kenia, die Niederlande in Indonesien. Den Anfang vom endgültigen Ende dieses langen, langen Krieges markierte die Suezkrise 1956, als die USA (im geheimen Einverständnis mit der Sowjetunion) die gerupften und zahnlosen alten Grossmächte en passant stoppten.



Auf der Höhe seines Schaffens: Autor Kirchhoff.

Unentwegte Verspiegelung

Pia Reinacher

Bodo Kirchhoff: Seit er sein Leben mit einem Tier teilt. DTV. 384 S., Fr. 33.90

Ein halbes Jahr nach seinem 75. Geburtstag legt Bodo Kirchhoff ein leises Alterswerk vor, in dem er sich auf der Höhe seines Schaffens zeigt. Es ist einer seiner besten, vielschichtigsten und kunstvollsten Romane geworden. Entzückt lässt man sich von der Geschichte um einen alten, vereinsamten, herzkranken Hollywood-Star, in dessen erstarrtes Leben unerwartet zwei Frauen einbrechen, fortziehen, verführt vom Klang einer elastischen, sinnlich-weichen Sprache – und wacht nach ein paar Tagen der Lektüre als ein anderer auf.

«Seit er sein Leben mit einem Tier teilt» wirft tiefeschürfende Fragen auf, wie sie nur ein lebenserfahrener Autor stellen kann. Und: Sie betreffen jeden. Während inzwischen viele

Autoren zeitgeistige, politisch-korrekte Lehrstücke und Leitartikel in Romanform produzieren, die so schnell vergessen sind, wie sie entstehen, verbindet Bodo Kirchhoff einen geheimnisvollen Plot um den ehemaligen deutschen Hollywood-Darsteller Louis Arthur Schongauer, der in Filmen nur immer den Nazi-Agenten spielte, mit Fragen nach der Liebe, der Abhängigkeit, dem schicksalhaften Verhängnis, der Schuld, der Beziehungsunfähigkeit, den Wunden, die das Leben schlägt, und der Sehnsucht nach Liebe, die niemals zu stillen und niemals zu erfüllen ist – aber trotz allem die Menschen immer wieder auf der Suche nach dem Glück vorantreibt.

Mürrischer Einsiedler

Es ist eine grandiose und insistierende Selbstbefragung, verpackt in eine spannende Dreiecksgeschichte, die sich lautlos entwickelt, zarte Beziehungen illuminiert und am Ende in der inneren Verwandlung aller Akteure implodiert.

Kirchhoff arbeitet mit Bildern und sprechenden Namen. Sein Held heisst Schongauer, eine Anspielung auf den berühmten Colma-

rer Kupferstecher und Maler aus dem 15. Jahrhundert, Schönling und Frauenheld – Alter Ego des deutschen Schauspielers. Schongauers berühmte «Madonna im Rosenhag», die in einem *hortus conclusus* sitzt, ist Symbol der Reinheit und der Jungfräulichkeit, aber auch ein Versprechen auf Erlösung. Auf Erlösung vom fatalen Verhängnis versteckter Traurigkeit hoffen alle Figuren in Kirchhoffs Roman.

Der alte Star hat sich nach dem Unfalltod einer jungen Kostümbildnerin auf dem Set sowie nach dem Tod seiner Frau, einer Tier-

Furios verkehrt Kirchhoff die Rollen seiner Figuren und stellt die Machtverhältnisse auf den Kopf.

fotografin, an einen einsamen Ort in der Nähe des Gardasees zurückgezogen hat. Schon seine Kindheit war belastet: Der Vater, ein GI, verschwand eines Tages und liess eine Mutter zurück, die aus dem Weinen nicht herauskam. Die Beziehungen des Helden sind nicht weniger unheilvoll.

Vieles im Leben von Schongauer liegt im Dunkeln. Die Kostümbildnerin, die den Narren am Nazihelden gefressen hatte, wurde mit seiner Waffe erschossen. Hat sie sich selber umgebracht? Ihr Tod wurde nicht geklärt und brachte den Schauspieler vorübergehend in U-Haft. Auch die schwierige Beziehung zu seiner Frau endet tragisch. Sie wollte um jeden Preis in der gewaltigen Brandung in Dakar schwimmen, während er ihre Ausrüstung bewachte. Sie kam darin um. Ihr letztes Bild hängt im Wohnzimmer Schongauers, ein düsteres Fanal: ein totes Pferd an einem Strand bei Dakar. Es gibt keinen Tag in seinem Leben, an dem er nicht an sie denkt oder sogar glaubt, ihre Stimme zu hören. Und doch war die Ehe unglücklich.

Jetzt ist aus ihm ein trotziger, mürrischer Einsiedler geworden. Er lebt zusammen mit seiner Hündin Ascha ein karges Leben, als er eines Tages von zwei Frauen «heimgesucht» wird. Die 24-jährige Frida, eine Reisebloggerin, strandet beim Wenden mit ihrem Wohnmobil in Schongauers Olivenhain. Wenig später trifft die Journalistin Almut Stein in der Abgeschiedenheit ein. Ihr Mann ist Kardiologe. Sein Lancia, den die Frau fährt, wurde auf der Fahrt zerkratzt und muss geflickt werden.



Schongauer will beide Frauen vertreiben, stellt aber widerstrebend und gleichzeitig seltsam angezogen fest, dass der verkrustete Panzer seines Ichs in ihrer Anwesenheit langsam erodiert, mehr noch: dass er, nach einer Weile, gar nicht mehr ohne die unterschiedlichen Frauen sein möchte. Etwas ist passiert, das ihn auf den Beinen hält, die Erosion in ihm aufhebt und sich über all das Verwüstete legt. Beide Frauen legen den Finger auf die Wunden seines Lebens, was ihn schockiert und fasziniert.

Eine der Raffinessen von Kirchhoffs Erzählstrategie ist die unentwegte Verspiegelung, die alles ständig in einem neuen Licht aufblitzen lässt. Furios verkehrt er unablässig die Rollen seiner Figuren und stellt die Machtverhältnisse auf den Kopf. Frida, die junge Frau, befragt den alten Mann neugierig nach seinem absonderlichen Leben, das er hier offensichtlich führt. Aber ohne dass sie es zu merken scheint, beginnt Schongauer seinerseits, die junge Frau auszufragen. Ihr Vater ist Partner in einer Grosskanzlei, ihre Mutter hat eine eigene Plauderrunde im TV. Was die Eltern zusammenhält, ist ihr gesellschaftlicher Ehrgeiz; und die Angst, dass die Tochter, die ihr Jurastudium abgebrochen hat, es zu nichts bringen wird.

Drei Gestrandete

Auch Almut Stein wird in kurzer Zeit von der Befragten zur Befragten. Schongauer erfährt, dass ihr Mann, der Kardiologe, älter sei als sie. Wenn er abends aus der Praxis kommt, macht er vor allem Sport: Halbmarathon, Calisthenics, Tai-Chi. Am Anfang des Ukraine-Kriegs hat er mit einer jungen Ärztin Medizinbedarf an die Front gebracht. Nach der Rückkehr ist sie seine Geliebte. Almut Steins Lust, zu ihm zurückzukehren, hält sich in Grenzen.

Mit dieser Erzählstrategie entlarvt Bodo Kirchhoff den Zeitgeist, ohne ihn überhaupt zu thematisieren. Je näher sich Schongauer und die beiden Frauen kommen, je mehr sie erzählen, desto deutlicher werden die Brüche, die Verletzungen, die eitlen, gesellschaftlichen Zwänge, die lächerliche Oberflächlichkeit ihres Lebens und die Unfähigkeit auszubrechen. Alle drei sind sie Gestrandete, die nicht weitermachen wollen wie bisher, denen aber die Kraft zur Veränderung fehlt.

Und wieder greift Kirchhoff zu einem dramaturgischen Kniff: Ein gewaltiger Sturm, der die Landschaft in ein grelles, hyperrealistisches Licht taucht, führt zur Zerstörung, aber auch zur Katharsis und Umkehr. Alle drei mischen die Karten ihres Lebens neu. Werden die Frauen Schongauer verlassen? Werden sie bei ihm bleiben? Kann er ohne sie weiterleben? Will er das überhaupt? Wir wissen es nicht. Das Ende ist ambivalent, uneindeutig, enigmatisch. Schongauer wurde erschüttert und ist ein Verwandelter. Er ist jetzt müde und will schlafen. Nur das weiss er.

Zwischen Anpassung und Widersetzlichkeit

Oliver vom Hove

Tobias Lehmkuhl: Der doppelte Erich. Kästner im Dritten Reich. Rowohlt Berlin. 304 S., Fr. 36.90

«Die Zeit ist kaputt!» Diesen Satz legte der Drehbuchautor Erich Kästner im «Münchhausen»-Film dem auf seiner Kanonenkugel bis zum Mond reitenden Baron, gespielt von Hans Albers, in den Mund. Der alarmierende Ausruf musste am 3. März 1943, bei der Uraufführung des ambitionierten Farbfilmprojekts im Berliner UFA-Palast, für Hellhörige überraschend gegenwartsnah geklungen haben: Kurz zuvor war die Schlacht um Stalingrad verloren worden.

Es gab noch andere subversive Passagen in Kästners Drehbuch. In ungewöhnlich klaren Worten grenzt sich der fantastische Hasardeur Münchhausen von seinem Gegenspieler, dem machthungrigen Menschenmanipulator Cagliostro, ab: «In einem werden wir zwei uns nie verstehen: in der Hauptsache! Sie wollen herrschen, ich will leben. Abenteuer, Krieg, fremde Länder und schöne Frauen – ich brauche das alles. Sie aber missbrauchen es!»

Dass ausgerechnet der seit Beginn der Nazi-herrschaft verfemte und mit Publikationsverbot belegte Erfolgsautor Kästner als Skript-Verfasser des Jubiläumsfilms zum 25-jährigen Bestehen der UFA auserkoren wurde, hat damals viele überrascht. Aber Propagandaminister Jo-

Kästner verliess das Land nicht. Er wollte Stoff sammeln für einen Roman über die Nazi-herrschaft.

seph Goebbels höchstpersönlich hatte den Verfasser des erfolgreich verfilmten Romans «Emil und die Detektive» für unverzichtbar für sein Prestigeprojekt erklärt und ihm die Arbeit unter Pseudonym ermöglicht.

Politischer Leichtsin

Zehn Jahre zuvor, am 10. Mai 1933, hatte derselbe Goebbels auf dem Berliner Opernplatz dazu aufgerufen, Schriften von für «undeutsch» erklärten Autoren öffentlich zu verbrennen. Unter dem Gejohle einer aufgepeitschten Menge rief Goebbels den Namen Kästner als dritten auf, was der als «Asphaltliterat» Denunzierte aus einiger Entfernung selber beobachten konnte.

Gänzlich überrascht von den Vorgängen konnte er nicht gewesen sein: Ein Jahr vor der NS-Machtübernahme hatte er sich in Briefen in eine Zeit gestellt gesehen, «wo man damit rechnen muss, dass das Schreiben bald nur noch

unter ganz strenger Zensur möglich sein wird». Im Oktober 1934 war es dann so weit: Über Kästner wurde das Publikationsverbot in Deutschland verhängt.

Dennoch verliess er das Land nicht. Er wollte Stoff sammeln für einen späteren Roman über die Nazi-Herrschaft, bekundete er im Nachhinein. Ein triftiger Grund war wohl die Sorge um seine psychisch labile Mutter, für die er sich zeitlebens verantwortlich fühlte. Hauptsächlich aber dürfte es sein politischer Leichtsin gewesen sein, mit dem er als vielbeschäftigter pseudonymer Autor reichlich selbstgewiss durch die Zeit segelte, viel Tennis spielte und etliche Liebschaften absolvierte.

Der 1899 geborene Erich Kästner war in der Weimarer Republik in einer Steilkurve zum überaus erfolgreichen Verfasser von Gedichtbänden, Kinder- und Jugendbüchern sowie Er-



wachsenromanen aufgestiegen. Zuletzt hatte er 1931 mit dem teils autobiografischen Roman «Fabian» einen grossen Leserkreis begeistert. Diesen Status wollte er sich nicht ohne weiteres nehmen lassen. Erleichtert wurde dem Viel- und Schnellschreiber die Fortsetzung seiner einträglichen Tätigkeit nicht nur durch verdeckte Drehbuchaufträge, sondern vor allem durch eine bis 1936 gültige Sondergenehmigung, seine Bücher in der Schweiz drucken zu lassen und in Deutschland zu verkaufen.

Tobias Lehmkuhl folgt Kästner kenntnisreich auf seiner Gratwanderung zwischen Anpassung und Widersetzlichkeit in der NS-Zeit. Der Kollege sei schon «von Temperaments wegen kein Umstürzler», hatte der *Weltbühne*-Kritiker Rudolf Arnheim früh konstatiert. Als Diener der Unterhaltungskunst lieferte Kästner über Strohmänner im Dritten Reich auch der UFA unbekümmert manch leichtgewichtigen Filmstoff.

«Wann wird aus dem, der den Kopf einzieht, ein Wendehals?», fragt Lehmkuhl in seiner gut-recherchierten biografischen Studie, die auch viel Aufmerksamkeit dem in Kästners Werk häufig verwendeten Doppelgänger-motiv widmet. Der Autor sei ein Hedonist gewesen, der letztlich nur daran interessiert gewesen sei, den Kopf über Wasser zu halten, resümiert Lehmkuhl. Er habe sich in der NS-Zeit geschickt und nicht ohne opportunistische Zugeständnisse durchgeschlagen, letztlich aber vor den Nazis nicht das Knie gebeugt.

Den Roman über die Nazidiktatur hat Kästner übrigens nie geschrieben. Es war kein Stoff für ihn.



Gesunde Liebe zur Heimatstadt: Zürich.

Gibt es den Zürcher?

Benjamin Bögli

Peter Röthlisberger: Zürich in 100 Geschichten. NZZ Libro. 320 S., Fr. 55.–

Eine Behauptung, die immer wieder zu hören ist und auch in diesem Buch durchsickert, lautet: In Zürich gebe es eigentlich keine echten Zürcher und deshalb auch keinen wirklichen Lokalpatriotismus. Es sind Zuzüger, die zu diesem Schluss kommen. Wahrscheinlich war der Ruf der seelenlosen Polis nicht nur voraus-eilend, sondern so laut, dass sie sich, sobald angekommen, aus Angst, in der Anonymität der vermeintlichen Grossstadt zu versinken, stante pede ihresgleichen anschliessen.

Das sind dann Bündner, Berner, Tessiner, Deutsche, andere Expats oder Aargauer. Im vertrauten Kreis spinnen sie den Mythos des nicht-existenten Stadtzürchers. Vorübergehend gab es Ende der neunziger Jahre an der Langstrasse sogar eine winzige Pop-up-Bar namens «Exil», wo sich Heimweh-Berner mehr oder weniger stumm zuprosteten, während sich im «Corazón» in der Altstadt haufenweise Bündner trafen.

Der Schreibende, der in der Stadt Zürich zur Welt kam, im Zürcher Oberland aufwuchs, um später wieder an seinen Geburtsort zurückzukehren – gewissermassen ein Revenant turicensis –, muss allerdings feststellen, dass in

seinem Bekanntenkreis auch eine stolze Zahl von waschechten Stadtzürchern zirkuliert. Einige von ihnen verbindet sogar eine gesunde Liebe zur Heimatstadt. Zum Glück flammt diese auch im Buch «Zürich in 100 Geschichten» immer mal wieder auf. Nicht zuletzt dank ein paar *Weltwoche*-Mitarbeitern, die ihre Sicht auf die grösste Schweizer Stadt wunderbar darlegen: «Inside Sechseläuten» von Roman Zeller und «Kulinarische Tischbombe» von Oliver Schmuki, um zwei zu nennen.

Die hohe Textqualität zieht sich durch das ganze gewichtige Werk, das immerhin knapp anderthalb Kilogramm wiegt. Dem Herausgeber Peter Röthlisberger, Bündner, Journalist, Historiker und Unternehmer, gelang es, eine riesige Schar von exzellenten Autorinnen

Die hohe Textqualität zieht sich durch das Werk, das knapp anderthalb Kilogramm wiegt.

und Autoren, 73 an der Zahl, anzulocken. Unter anderen verleihen Margrit Sprecher, Willi Wottrung, Max Küng, Markus Somm, Bänz Friedli, Res Strehle, Joseph Jung, Jean-Martin Büttner, Daniele Muscionico, Michèle Roten, Michèle Binswanger und Roger Schawinski dem Zürcher Buchprojekt eine ausserordentlich vielseitige Note. Peter Röthlisberger selber verfasste ebenfalls den einen oder anderen Text. Es gibt also einiges zum Schmunzeln und zu erfahren. Wie etwa, dass die Wagner-Fest-

spiele, eine Institution in Bayreuth, geradeso gut auch in Zürich hätten landen können, dass in der Zwingli-Stadt mittlerweile mehr Katholiken als Reformierte zu Hause sind, welches gefährliche Image Zürcher Tramgleise bei Auswärtigen haben oder wie es zu einem unheimlichen Nazi-Treffen im Hallenstadion kam. Eine wunderschöne Bildstrecke von Zürcher Badis und interessante Interviews – sehr lesenswert: jenes mit den Zürcher Politikern Jacqueline Badran und Filippo Leutenegger – machen das Buch durchs Band unterhaltsam.

Auf Alfred Escher folgt Lady Shiva

Die Gliederung, andererseits, glückte nicht immer. Auf das schöne Porträt von Alfred Escher folgt der zwar hervorragend geschriebene, inhaltlich aber völlig anders gelagerte Text über die Altstadt-Prostituierte Irene Staub aka Lady Shiva. Auch dass ausgerechnet ein Artikel über die düsteren Drogentage von Platzspitz und Letten der längste im Buch ist, irritiert. Er ist brillant formuliert, steht aber klar im Schatten der über 700-jährigen Geschichte der Stadt. Zudem fragt man sich, was zum Beispiel der Winterthurer Immobilienkönig und Sammler Bruno Stefani, eine zweifelsohne hochinteressante Figur, in einem Buch über die Stadt Zürich verloren hat. Derweil man wichtiges Zürcherisches vermisst: Texte übers Grossmünster, zum Paradeplatz oder zu Gottfried Keller hätten reingehört. Auch wenn der Titel von Kellers berühmten «Zürcher Novellen» Aug und Ohr jedes Zürchers – einheimisch oder nicht – schmerzt.

Quälerisches Dreiecksverhältnis

Rolf Hürzeler

Annemarie Jaeggi, Jörg Rothkamm (Hrsg.):
Du bist mir Kunst. Der Briefwechsel
Alma Mahler–Walter Gropius 1910 bis 1914.
Residenz-Verlag, 784 S., Fr. 49.90

Die genaue Bedeutung dieser Worte kennt nur das Liebespaar: «Was ich mit Dir in dieser unvergleichlich wonnevollen Nacht durchlebt habe – wird immer hell vor meiner Seele stehen.» Immerhin kann man annehmen, dass die Komponistin Alma Mahler mit dem Architekten Walter Gropius nicht nur Händchen gehalten hatte, bevor sie ihm im Juli 1910 diese Schwärmerei brieflich aus dem österreichischen Tobelbad nach Graz schickte.

Alma Mahler und Walter Gropius hatten sich kurz zuvor während eines Kuraufenthalts ineinander verliebt. Sie war zu diesem Zeitpunkt mit dem schon damals weltberühmten Komponisten Gustav Mahler verheiratet, der fast zwanzig Jahre älter war als sie. Der junge Gropius dagegen stand am Anfang seiner Laufbahn und träumte davon, durch seine Geliebte den Aufstieg in die deutsch-österreichische Kultur-élite zu schaffen.

Aus der ersten Verliebtheit zwischen Alma und Walter entspann sich eine heftige Affäre, die aber nur kurze Zeit verborgen blieb. Gustav Mahler kam ein fehlgeleiteter Brief von Gropius in die Hände, was ihn in tiefe Verzweiflung stürzte. Für Mahler war das Verhältnis eine «Katastrophe», die er in seiner 10. Sinfonie zu verarbeiten suchte. Der Komponist verstarb vor ihrer Vollendung.

Die Dreiecksgeschichte lässt sich anhand dieser Briefsammlung rekonstruieren. Sie enthält die Schreiben von Alma Mahler an den jungen Gropius, nicht aber seine Schriften, die sie verbrannte. Doch sie lassen sich ansatzweise rekonstruieren, denn er pflegte Briefentwürfe zu verfassen, die er ebenfalls aufbewahrte. Die Herausgeber Annemarie Jaeggi und Jörg Rothkamm datieren und kommentieren den Briefwechsel umsichtig.

Im Winter 1910 zogen Alma und Gustav Mahler auf Tournee nach New York. Die monatelange Trennung brachte die erste Prüfung

für das Liebespaar. Die beiden korrespondierten klandestin, damals eine wahre postalische Herausforderung: «Nächste Woche geht Gustav fort, dann gehe ich zweimal ins General Post Office [...] Erhalte Dich schön für mich – wie ein Held zum Siegen.»

Der Brief wird dem jungen Gropius sehr gefallen haben, denn er litt unter der Abwesenheit der Angebeteten: «Will wenigstens etwas von Dir haben, mir genügt nicht das Wissen allein.» Mitunter hat man den Eindruck, dass sich hier zwei Menschen nahegekommen sind, die ihren inneren Reifeprozess nicht ganz abgeschlossen hatten.

Zwei Avantgardisten

Allerdings zeitigte die Affäre für Alma unerwartet erfreuliche Folgen, denn der grosse Gustav Mahler nahm sie als Komponistin endlich ernst, nachdem er von der «Katastrophe» erfahren hatte: «Gustav bat mich gestern, ihm Lieder von mir vorzuspielen, ich tat es. Sie gefielen ihm so gut, dass er mir sofort einige wertvolle Dinge als Lehrer sagte [...].», schrieb



Schwärmerei: Walter Gropius und Alma Mahler.

sie Gropius. Er erläuterte ihr seinerseits seine architektonischen Vorstellungen, etwa von einer weissen Fabrik aus Beton: «Eine grosse reine, reich gegliederte Form durch keine Farbunterschiede und Architektürchen gestört [...]» Die Moderne hatte bei ihm bereits Einzug gehalten. Tatsächlich hielten er und Alma Mahler sich für Avantgardisten. Dazu passte indes ihr beidseitiger Antisemitismus schlecht, der verbürgt ist, aber in den Briefen nur vereinzelt irrlichert. So verwendet Gropius etwa unbefangen das Wort «arisch».

Noch vor dem Ersten Weltkrieg war die Beziehung so sehr erkaltet, dass sich Alma Mahler dem Künstler Oskar Kokoschka zuwandte. Dann, im Weltkrieg, fand sie zu Gropius zurück. Sie heirateten und hatten eine Tochter, die früh verstarb. Nach dem Krieg kam die Trennung, und Mahler heiratete nach der Scheidung den Schriftsteller Franz Werfel.

Jazz

Eine Nacht in Lugano

Peter Rüedi

Oscar Peterson Trio (Ray Brown, Ed Thigpen):
Con Alma. Live in Lugano 1964.
Mack Avenue MAC 1207

Oscar Peterson (1925–2007) war ein Satansbraten von einem Jazzpianisten. Sozusagen im Wortsinn, insofern, als sein Virtuositum nicht von dieser Welt zu sein schien. Immer wieder mal erinnert er mich an eine Anekdote, die von Franz Liszt kolportiert wird. Der soll als Zehnjähriger in der Pariser Musikalienhandlung Pleyel einst «das Schwierigste» verlangt haben, was an Noten greifbar sei; dann setzte er sich an einen der Flügel und haute es vom Blatt in die Tasten. Worauf das Personal vor solchem Teufelswerk entsetzt die Flucht ergriff.

Mit Partituren hatte Peterson eher weniger zu tun. Er war ein Improvisator, und in seinem Fall hiess das auch, er swingte «wie der Teufel». Genauer, er verband die primäre Qualität des älteren Jazz-Idioms, des Swing, mit den halbrecherischen Phrasierungen des Bebop. So wurde Peterson für den Impresario Norman Granz, der seine Karriere wie kein anderer beschleunigte, zum Mann für alle Gelegenheiten. Zum gemeinsamen Nenner zwischen den Stilen.

Allerdings: Petersons Virtuosität hatte ihre Kehrseite. Hinter ihrem Faszinosum lauerte ein Glaubwürdigkeitsproblem. Obwohl die Kritiker (darunter auch Prominenz wie Miles Davis) ihrerseits übersahen, dass er keineswegs nur ein Meister des fingerbrechenden Highspeed-Swing war, sondern auch ein einfühlsamer Balladier; nicht nur eine expansive Rampensau, sondern auch ein subtiler Begleiter.

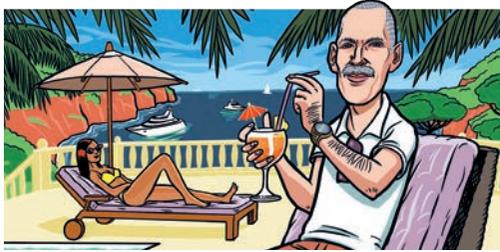
Die zweite CD, die das US-Label Mack Avenue innert kurzer Zeit aus Beständen von Schweizer Radiostationen zutage fördert (nach einem Zürcher Konzert von 1971), der Live-Mitschnitt eines Auftritts in Lugano aus dem Jahr 1964, präsentiert uns (mit Ausnahme des Standards «My One and Only Love») allerdings eher den brandheissen Hochdruck-Improvisator Peterson. Selbst in «Waltz for Debby», einer Komposition des ihm ganz entgegengesetzt innigen Piano-Poeten Bill Evans, geht sein artistisch expansives Temperament fast mit ihm durch. Allerdings hatte er im Trio, das so gerade noch ein Jahr bestehen sollte, mit dem Bassisten Ray Brown einen Partner, der fast seit den Anfängen (1951) sein Fels und sein Anker war. Zusammen mit dem Drummer Ed Thigpen war das eine nahtlos zusammengewachsene Rhythmik. Das hiess für den Dritten: *He can do no wrong*. Auch für einen, der sonst keine Zweifel aufkommen liess, wer im Trio der Chef war.



«Wo liegt Utopia, wenn nicht
in uns selbst?»

Kurt Steinmann

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ich, Cashflow negativ

Mark van Huissing

Plötzlich war ich gefragt im Stellenmarkt, wie man damals sagte. Das ist dreissig Jahre her – 1994, mit 29, hatte ich drei Angebote, als Redaktor bei der «Rundschau», einer Sendung des Schweizer Fernsehens, als Wirtschaftsredaktor von *Facts*, einer damals neu entwickelten Zeitschrift, sowie eines der *Weltwoche*. Ich entschied mich für die letztgenannte Redaktion, traf vielleicht die richtige Wahl (*Facts* gab's nicht lange und das SF – ach, wissen Sie). Jedenfalls erarbeitete ich mir rasch ein wenig Ausstrahlung dank manchmal streng urteilender Artikel über Manager von Mönchpicken, Migros et cetera. Und beantragte

So kam es, dass ich auf der Zielgeraden meiner Laufbahn weniger verdiene.

schon bald eine Lohnerhöhung von zehn Prozent (auf 110 000 Franken jährlich, ich erhielt sie schliesslich). *The future is bright*, meine Zukunft sei glänzend, dachte ich, trug eine Ray-Ban-Sonnenbrille und fuhr einen (knapp noch nicht klassischen) Jaguar.

Man durfte seinerzeit davon ausgehen, dass die in den folgenden dreieinhalb Jahrzehnten stattfindende Laufbahn, als Kurve dargestellt, leicht ansteigend verlaufen würde. Jedenfalls wenn man die erwartete Leistung erbrachte, keine Büroklammern oder Notizblöcke klatete, nicht die Praktikantin belästigte. Zudem gab's die Chance, richtig durchzustarten, Chefredaktor (oder Stellvertreter, auch nicht schlecht) zu werden. Oder allenfalls in die sogenannte Privatwirtschaft zu wechseln – der

Begriff fusst auf dem Denken vieler Journalisten, nach dem eine Redaktion oder ein Sender keine Unternehmen seien «wie eine Schröblichfabrik» – als Pressesprecher einer Bank oder eines Industriebetriebs, was eher uncool gewesen wäre, aber karriere- respektive kohle-technisch natürlich attraktiv.

Was meine Entwicklung betraf, stimmte der Entwurf irgendwie: Es reichte zwar nicht zum Chefredaktor (nicht mal zum Stellvertreter), dafür beging ich auch keine Fahnenflucht in die Privatwirtschaft als Pressesprecher. Stattdessen wurde ich Kolumnist und, wie es in der Branche heisst, wenn man einem Kollegen mal ein Kompliment machen möchte, eine «Edelfeder». Oder, drei Buchstaben kurz, MvH. Alles gut also? Nun, man möchte auch Butter auf dem Brot beziehungsweise mehr verdienen als vor dem Aufstieg. Also nimmt man zusätzlich Auftragsarbeiten an – ich meine, Franz Kafka war Aushilfe auf einer Versicherung, Felix Salten, der «Bambi»-Autor, schrieb einen Porno und F. Scott Fitzgerald Reklametexte (ich brachte anzeigenkundennahe Magazine heraus, eines lag dreizehn Jahre der *Weltwoche* bei).

Es lief ziemlich gut. Nicht Grossbank- oder Private-Equity-Firmenkader-mässig gut, doch für einen freien Journalisten und Autor prima. Ich tradete folglich ein wenig *up*, was mein privates Leben angeht – kleine Eigentumswohnung in Zürich, bescheidene Ferienbude in Laax ... Wäre ich Rapper, würde ich schreiben: «You know the life.» Bis es nicht mehr so gut lief. Krise hier, Pandemie dort und, vor allem, das Internet. «Journalisten füllen die Rückseiten der Werbung» – alter Satz, wahrer Kern. Und wo erscheinen dann die Artikel, wenn keiner mehr Anzeigen schaltet, respektive wem schickt der Schreiber seine Rechnung?

So kam es, dass ich auf der Zielgeraden meiner Laufbahn weniger verdiene. Weniger als auf dem Höhepunkt, klar, aber auch weniger als nachdem ich aus den Startblöcken sprang, um die Sportmetapher weiter zu bemühen. Den Kosten meines Lebens ist das egal dummerweise, sie gehen deswegen nicht in die Knie. Das überlassen sie mir. Ganz ehrlich: Eine Zeitlang drückte das schon aufs Gemüt. Denn das war nicht der Plan, wirklich nicht.

Doch seit kurzem sehe ich's anders. Ich bin nicht bloss (wieder) Qualitätsjournalist, son-

dern fühle mich wie ein Start-up-Unternehmer (obwohl voll selbständig seit 2009). Drum habe ich nicht zu wenig Einkommen oder zu hohe Kosten (oder beides), sondern bin bloss im Augenblick noch «Cashflow negativ». Das tönt nicht nur besser, ist es auch, ach was: Es ist ein Gamechanger. Von Alphabet (Google) oder Apple bis Tesla machte jede Firma, die ganz gross wurde, am Anfang Verlust. Mit anderen Worten: Es ist nie zu spät für eine glänzende Zukunft mit Ray-Ban und Jaguar. Auch nicht für Sie – bevor ich MvH Industries dem Publikum öffne und an die Börse bringe, lasse ich es Sie wissen.



UNTEN DURCH

Dreimal auf Holz

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno ist abergläubisch. Er geht zum Beispiel nie unter einer Leiter durch. Ich auch nicht, aber meine Gründe sind rational: Es könnte ja ein Malermeister auf der Leiter stehen. Und wenn ich die Leiter beim Unterdurchgehen versehentlich umstosse, verschlimmere ich den Fachkräftemangel in der Schweiz. Es ist also sicherer, mit Abstand um die Leiter herumzugehen. Doch was, wenn einem dabei eine schwarze Katze über den Weg läuft? Aus Brunos Sicht wäre es dann genauso gefährlich, um die Leiter herum- wie unter ihr durchzugehen.

«In einem solchen Fall», sagte Bruno, als wir über das Problem sprachen, «bleibt man am besten stehen und zählt auf sieben. Nach sieben Sekunden ist ein Weg, über den eine schwarze Katze gegangen ist, nicht mehr gefährlich. Du kannst dann gefahrlos um die Leiter herumgehen.» Aber was, wenn die schwarze Katze alle sechs Sekunden vor der Leiter hin- und her-

geht, weil sie sich nicht entscheiden kann, wo sie scheissen soll? «In diesem Fall», sagte Bruno nach langem Überlegen, «steigt man am besten selbst auf die Leiter und springt dann von der Leiter aus über den Weg der Katze. Auf diese Weise ist man a) nicht unter der Leiter durchgegangen und hat b) aber auch nicht den Weg der Katze gekreuzt.» Man könnte denken, Aberglaube sei etwas für Dummköpfe, aber wie man sieht, kann es schnell zu hochkomplexen Problemstellungen kommen, die ohne ein abgeschlossenes Hochschulstudium nicht gelöst werden können. Umberto Eco, der Autor des Romans «Der Name der Rose», glaubte, als Professor den gesamten Problemkomplex des Aberglaubens in einem einzigen Satz lösen zu können. Dieser lautet: «Aberglaube bringt Unglück.» Aber wenn das stimmen würde, müsste ja allen, die den Freitag, den Dreizehnten für einen Unglückstag halten, an dem Tag ein Unglück zustossen. Die Unfallzahlen müssten an solchen Freitagen also signifikant ansteigen. Das ist aber nicht der Fall.

Untersuchungen von Versicherungsgesellschaften zeigen, dass an solchen Freitagen die Unfallzahlen oft sogar niedriger sind als an den Vortagen. Dies liegt daran, dass die Millionen von Abergläubigen sich an diesen Freitagen natürlich besonders vorsichtig verhalten. An dem Tag fahren sie zwanzig unter dem Tempolimit, wechseln niemals eine Glühbirne aus und halten sich beim Treppensteigen mit beiden Händen am Geländer fest. Aberglaube bringt also nicht Unglück, sondern verhindert es.

«Ich habe mal gelesen», sagte Bruno, «dass abergläubische Menschen eine höhere Lebenserwartung haben.» Das gilt aber nur, wenn man beim Vorbeigehen an einem Bestattungsgeschäft dreimal auf Holz klopft. Und nicht

Man könnte denken, Aberglaube sei etwas für Dummköpfe.

immer findet man auf der Strasse rechtzeitig Holz, so dass professionelle Abergläubige wie Bruno für Notfälle immer ein kleines Eichenbrettchen in der Tasche haben. An seinem Kühlschranks hängt so ein gläsernes Amulett mit einem stilisierten Auge, Bruno hat es mal in Istanbul gekauft. Es soll vor dem bösen Blick schützen. «Warum hängst du das an den Kühl-

schranks», fragte ich Bruno, «es kann dir doch egal sein, wenn deine Milch verhext wird. Ihr Haltbarkeitsdatum ist doch sowieso immer schon seit zwei Monaten abgelaufen.»

«Es ist egal, wo das hängt», sagte Bruno, «Hauptsache, es hängt.» Das war auch das Motto des Strafvollzugs im Mittelalter, der bekanntlich eine Tendenz zur Willkür hatte. Genau diese Willkür beunruhigt mich auch beim Aberglauben. Beispielsweise kriegt man in China ein Hotelzimmer mit der Nummer dreizehn zugewiesen, aber es gibt keine vierte Etage. In Italien wollen die Leute keine siebzehn in der Autonummer haben, aber am Freitag, dem Dreizehnten überholen sie rechts und wechseln mit nassen Händen riesige Glühbirnen aus. «Wir brauchen eine globale Vereinheitlichung der Unglückszahlen», sagte ich zu Bruno, «oder es wird etwas Schreckliches geschehen.»



SEX Was die Lust anregt Dania Schifftan

Liebe Dania, welchen Einfluss hat die Ernährung eigentlich auf die Sexualität?

M. K., Chur

Austern, Schokolade und Chilis – sie alle haben eines gemeinsam: Sie gelten als aphrodisierend, das heisst, sie regen die Lust an. Die wissenschaftliche Erklärung für ihre Wirkung lässt sich meist auf eine stärkere Durchblutung zurückführen. Dass Sie, wenn Sie abends einen Teller voller Austern oder eine Tafel Schokolade essen, auf der Stelle vor Leidenschaft entflammen, ist jedoch Quatsch. Vielleicht können diese Nahrungsmittel einen Impuls setzen und eine Lust vergrössern, die schon da ist. Doch

von Austern allein wird fehlendes sexuelles Verlangen nicht erweckt.

Selbstverständlich gibt es auch Nahrungsmittel, die uns eher antriebslos und träge machen. Zu fettiges und blähendes Essen, das sich im Körper unangenehm anfühlt, lässt die Lust, sexuell aktiv zu werden, schwinden. Grund-

Doch von Austern alleine, wird ein fehlendes sexuelles Verlangen nicht erweckt.

sätzlich gilt: Eine ausgewogene Ernährung, regelmässige Bewegung und ein gesunder Lebensstil schaffen gute Voraussetzungen für eine erfüllte Sexualität. Doch eine solche ist erlernt, und das bedeutet, dass wir sie unabhängig von unserem Speiseplan gestalten dürfen. Lernen Sie, die Signale Ihres Körpers wahrzunehmen und zu deuten, Ihre zu Lust lenken und Erregung zu empfinden.

Eine leckere Spielart für einen Abend als Paar kann es sein, sich zu einem gemeinsamen Essen zu verabreden. Planen Sie einen erotischen Abend oder ein Verführungessen und greifen Sie dabei auf die Lebensmittel zurück, die Ihnen zusagen. Probieren Sie Austern, Honig, Erdbeeren und Granatapfel aus und gestalten Sie das Essen gemeinsam, indem Sie sich Zeit nehmen, die Lebensmittel zuzubereiten, ihren Duft zu riechen, das Aroma zu schmecken und sich gegenseitig zu füttern. Ich wünsche Ihnen einen guten Appetit und viel Spass miteinander!

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch



Gräuel-Romane

Nr. 1 – «Die Kräfte des Bösen sind in der Minderheit»
Interview von Jürg Altwegg mit Marc Levy

Ich war verblüfft über das Interview mit dem seit fünfzehn Jahren in New York lebenden französischen Krimiautor Marc Levy. Dieser behauptet, Marija Lwowa-Belowa habe 700 000 Kinder aus der Ukraine nach Russland entführt. Levy hat daraus einen Roman gemacht, er spricht von einem «Genozid ohne Tote», von Kindesmissbrauch, Kinderhandel und anderen Gräueltaten. Er unterstreicht, bei seinen Darstellungen handle es sich nicht um Science-Fiction, sondern um die «logische Folge meiner Recherchen». Ich fand allerdings Marija Lwowa-Belowa Erklärung im *Weltwoche*-Interview (Nr. 17/23) glaubwürdig, man habe bloss Waisenkinder aus Heimen evakuiert, um sie vor den Bandera-Nazis zu schützen. Ich finde es gut, dass die *Weltwoche* sich um Meinungsvielfalt bemüht. Tatsachen sind aber etwas anderes als Meinungen. Was Levy bietet, sind bössartige Behauptungen zum Zweck der Kommerzialisierung seiner Gräuel-Romane. *Werner Niederer, Dotzigen*

Christ der Zukunft

Nr. 1 – «Rettet Europa!»
«Wort zum Sonntag» von Roger Köppel

Zur Rettung Europas ruft Roger Köppel dazu auf, das Christentum wiederzuentdecken. Dabei gilt es, zu beachten: Christliche Ethik und Werte sind die sprichwörtliche Moral der Geschichte und die logische Konsequenz der Evangeliumsbotschaft. Ohne persönlichen Bezug zu diesem Jesus verkommt der Ruf nach christlichen Werten zu einem reinen Moralisieren. Um es mit dem Theologen Karl Rahner zu sagen: Der

Christ der Zukunft wird einer sein, der Gott erfahren hat, oder er wird nicht sein.

Christian Haslebacher, Weinfelden

Freund Wolodymyr?

Nr. 50 – «Selenskyj in der Sackgasse»
Jacques Baud über den Krieg in der Ukraine

Die Position des Westens zum Krieg in der Ukraine ist mir völlig unbegreiflich. Wo sind diese Leute zur Schule gegangen? Haben sie nie etwas von Stalingrad gelesen? Haben sie nie davon gehört, dass Russland im Zweiten Weltkrieg nach ungeheuren Verlusten (über 25 Millionen Menschen gegenüber 400 000 der USA) zu den Siegermächten zählte? Dass Russland die Hauptlast bei der Zerschlagung der Nazi-diktatur getragen hat, ist unseren Meinungsführern wohl nicht bewusst. Bemerkenswert ist, dass die Nachfolger der früheren Nazis in der Ukraine (Kult um Bandera) zu unseren Freunden erklärt werden. «Mein lieber Freund Wolodymyr» nannte ihn der schweizerische Bundespräsident Ignazio Cassis. Und einer solchen Regierung soll ich vertrauen?

Hans Jordi, Braunau

Schweiz im Sinkflug

Nr. 50 – «UBS im Steigflug»
Editorial von Roger Köppel

Eine vor «Selbstbewusstsein und Welt-eroberungsdrang strotzende» UBS will in die USA: So wie sich die geostrategische Aufmerksamkeit der Schweiz im Sinkflug befindet, befindet sich die amerikanische Planwirtschaft eines Syndikats mittels des Buchhaltungstricks *bail-out* im Steigflug. Über die Preisgabe des freien Marktes zugunsten von Grosskonzernen

wird der Steuerzahler, das heisst der Mittelstand, seit Jahrzehnten ausgeraubt. Mit unbegrenzter Liquidität (Inflation) werden Fehlinvestitionen, Bankenpleiten, schlechtes Management und Gaunereien des Kartells mit der Lüge der Rettung von Arbeitsplätzen auf den Steuerzahler abgewälzt. Parallelen in der Schweiz: Der CS-Gewinn von 2009 bis 2022 betrug 9 Milliarden Franken. Im gleichen Zeitraum betrugen die Boni 46,7 Milliarden: ein Diebstahl von 37,7 Milliarden. Naturgemäss wird hier wie dort niemand wegen des übergeordneten Ziels, nämlich der Zersetzung der staatlichen Unabhängigkeit, zur Rechenschaft gezogen. Der Wunsch von alt Bundesrätin Ruth Dreifuss wird in Erfüllung gehen: «La Suisse n'existe plus!»

Bruno Ackermann, Adligenswil

Grosse Bereicherung

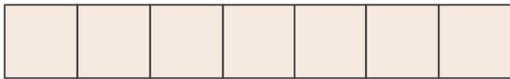
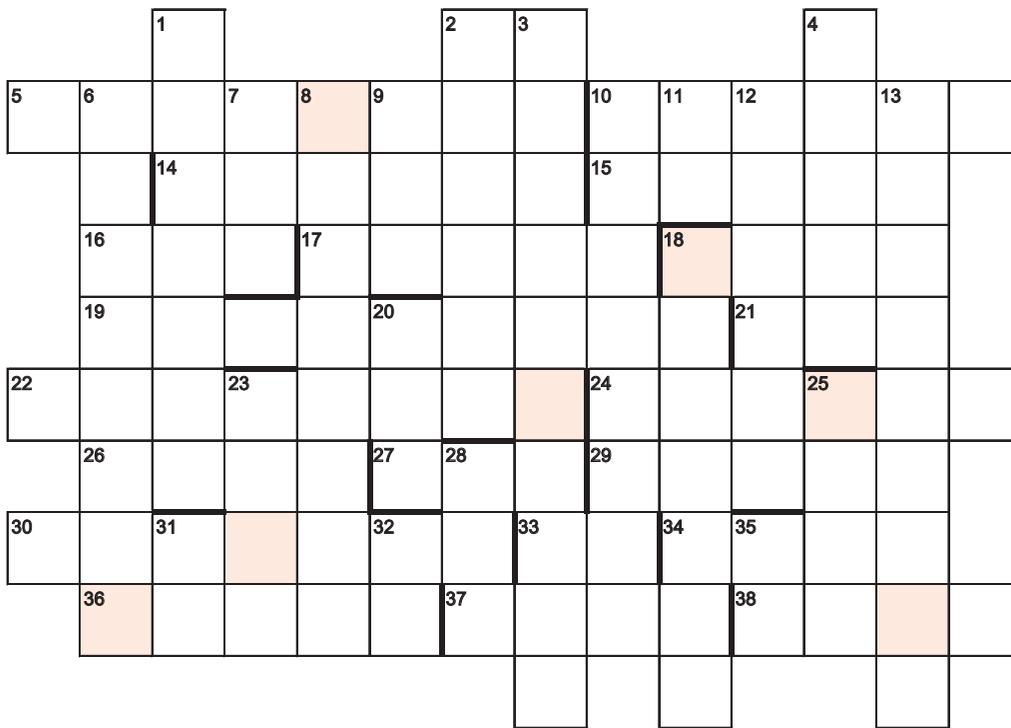
Nr. 51/52 – «Menschen und Gespräche»
Doppelausgabe der *Weltwoche* zum Jahresende

Die Weihnachtsausgabe ist super. So viele interessante Artikel und Interviews. Gratulation! Ich habe diese *Weltwoche* während fast dreier Stunden gelesen (zwei Stunden auf dem Stepper und den Rest auf dem Ergometer). Herzlichen Dank und alles Gute im neuen Jahr. *Ursula Aeberhard, Oensingen*

Danke für die interessanten, tiefgehenden Interviews mit Ferenc Krausz («Das Konzept der Physik ist extrem einfach») und Helmut Holzhey («Mensch, du bist nicht allein»). Die Gedanken waren mir eine grosse Bereicherung zu Weihnachten und zum Jahreswechsel. Bravo!
David Keller, Sargans

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch





Lösungswort — Filz herstellendes Fabelwesen?

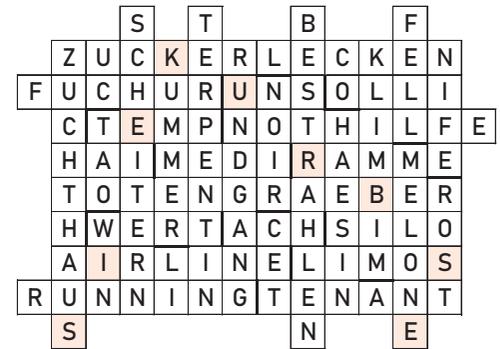
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 2 ist giftig und auch mit best gesundheitsschädlich 5 angemessenes Strafenfeger-Entgelt? 10 wenn sie jemand hinauf... , wäre er danach ein Stockwerk höher 14 liegt auf dem Teller oder sitzt im Bundeshaus 15 was Mathematiker in vollem Masse nützlich finden 16 schlau, aber nicht richtig ausgedeutet 17 sind in Wassereimern enthalten und können zum Dichten verwendet werden 18 schneefreier Klimaerperioden-Abschnitt 19 Gegenteil von nachgehen? 21 logischer Operator in Sanduhren 22 von Ehrgeizigen und von Vermessungsingenieuren anvisiert 24 in der Hand nützlich, im Gesicht nur lästig 26 Indern und Kreuzworträtlern wohlbekannter Butter-schmalz 27 männlicher Teil von Kleopatra 29 diese Gottheit hatte in der arabischen Welt Gewicht 30 exakt auf dieselbe Weise, nur anders formuliert 33 eine verkürzte Seemeile pro Stunde 34 bekannter Glock in Baltimore 36 Brettspiel für Weisshandgibbons? 37 ein Jahr weniger als years ago 38 Verbindung, die Bamberg mit Sambesi teilt

Senkrecht — 1 Gang für Schall oder Schmuck 2 Zeit des reformierten Appenzellerlands? 3 eingedeutschte Karaokebar? 4 zweisprachige Ich-Männer im Nahen Osten 6 Glacetick? 7 einst mit weissen Tigern auf der Bühne oder Black 8 Wegkreuz neu zusammengesetzt 9 dieses dieses kommt einem spanisch vor 10 dazu verkriechen sich Engländer meist unter die Bettdecke 11 mit Bi in Thermoelementen, mit Gel in Berlin zu finden 12 haben Geschosse auf Zielscheiben und Werbekampagnen auf Zielgruppen 13 erhält, wer Gardenien mit einer Mikrobe verschmilzt 18 Gewürzgeräusch? 20 importierter Brennstoff in Boilern 23 hört sich nach hier an, ist aber kein hiesiges hören 25 kann schwellen oder frisieren 28 mit «oh Morgerot» könnte sie gemeint sein 31 liegt mitten in Panama 32 (Vielen viel zu) kurzer Ruhetag 35 das Ende von Suburbia

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 849



Waagrecht — 5 ZUCKERLECKEN (Zucker-Ecken) 12 FUCHUR (Glücksdrache in «Die unendliche Geschichte») 13 (K)UNSt 15 (V)OLLIdiot 16 TEMP (Abk. f. temporär) 17 NOTHI(ng but Thieves – ein Rudel Wö) LFE 19 (T)HAILand 20 MEDItieren 21 RAMME 23 TOTENGRAEBER (Toten Gräber) 25 WERT (wer T (sagt)) 26 ACHT 28 YpSILON-Chromosom 29 AIRLINE 31 LIMOS (altgriech. Personifizierung d. Hungers) 32 RUNNING 33 TENANT (engl. f. Pächter; ten, ant)

Senkrecht — 1 [SC]HEITER[N] 2 TERPENTIN 3 BESTRAHLEN (Best-r-Ahlen) 4 FELL 5 ZUCHTHAUS 6 (B)UCH 7 KUMMER («Die 6 Kummerbuben») 8 RUNDGANG 9 CO (Compagnie, Kohlenmonoxid) 10 [K]LIMB[IM] 11 KoNIFERen 14 NOIR (franz. f. schwarz) 16 BrusTAOrten 18 HAESIN 22 MELONE 24 ROST 25 WINter 27 CET (franz. f. dieses) 30 Libellen

Lösungswort — **KUERBISSE**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Rede und Gegenrede.



Jetzt neu!
E-PAPER
AUSGABE FÜR
DEUTSCHLAND

Abonnieren Sie jetzt die Ausgabe für Deutschland und holen Sie sich hier die neue App:

